

Gülistan

Im Schatten von Munzur



Alan Lezan

Novelle



Hinweis zur Fiktionalität

Diese Novelle ist eine **fiktionalisierte literarische Arbeit**. Sie ist inspiriert von öffentlichen Gefühlen und Debatten, erhebt jedoch keinen Anspruch auf historische oder juristische Genauigkeit und stellt keine unbewiesenen Vorwürfe als Tatsachen dar. Namen, Orte und Figuren sind literarisch gestaltet; reale Personen werden nicht in nicht-nachgewiesener Weise beschuldigt.

Prolog

2

Der Fluss nahm die Farbe des Himmels an. Munzur floss, als trüge er die Dinge, die Menschen verloren hatten, weiter — Briefe, Zigarettenstummel, kleine Holzstücke, die wie Erinnerungen im Wasser tanzten. Am Ufer saß eine Frau mit einem halb gefüllten Notizbuch auf dem Schoß. Sie strich mit dem Finger über eine Zeile, als wolle sie die Worte wieder an ihren Platz rücken, und lauschte dem leisen, gleichmäßigen Atem des Wassers.

„Erinnerst du dich an das Lachen?“ fragte sie in die Dämmerung, mehr zu sich selbst als zu jemand anderem. Die Stimme, die antwortete, kam nicht aus der Ferne; sie war in ihr, eine Erinnerung, die sich nicht abschütteln ließ. „Ich erinnere mich an alles“, sagte die Antwort. „Nicht nur an das Lachen. An die Art, wie sie die Stirn runzelte, wenn sie nachdachte. An die Bücher, die sie nie zu Ende las.“

Die Stadt hinter ihnen war ein Geflecht aus Stimmen. Manche flüsterten, manche schrien, manche schwiegen, weil Schweigen einfacher war als Fragen. Doch die Fragen blieben, wie Steine, die man nicht wegwerfen konnte; sie rollten weiter, stießen an Ufer, blieben liegen. In den Gassen mischten sich das Klappern von Töpfen, das ferne Hupen eines Autos und das gelegentliche Lachen von Kindern zu einem Klangteppich, der die Zeit zusammenhielt und zugleich auseinanderzog.

Das Notizbuch war halb voll. Auf der ersten Seite stand ein Name, den die Frau mit einem Bleistift nachgezogen hatte: **Gülistan**. Die Buchstaben wirkten wie ein Versprechen, das man sich selbst gab — ein Versprechen, nicht zu vergessen. Sie schloss das Buch, legte es auf den Schoß und sah dem Fluss zu, der alles mitnahm und nichts zurückgab. Manchmal, dachte sie, ist Erinnern die einzige Gerechtigkeit, die wir haben: das Aussprechen eines Namens, das Festhalten an einer Stimme, das Sammeln von Fragmenten, bis ein Bild entsteht.

3

Die Dämmerung legte sich wie ein Tuch über die Stadt. Lichter gingen an, Fenster wurden zu kleinen Bühnen, auf denen Menschen ihre alltäglichen Dramen spielten. Auf einer Bank gegenüber saß ein alter Mann und beobachtete die Wasseroberfläche, als suche er dort Antworten, die ihm die Jahre verweigert hatten. Ein Kind lief vorbei, rief etwas Unverständliches und verschwand wieder in den Schatten. Die Frau am Ufer atmete tief ein, als wolle sie die ganze Stadt in sich aufnehmen — die Wärme, die Kälte, die Nähe und die Abwesenheit.

Sie schrieb eine Zeile in das Notizbuch, dann noch eine. Die Worte waren kurz, wie Steine, die man ins Wasser wirft, um

zu sehen, wie weit die Kreise reichen. *Wer bleibt, wenn jemand geht?* stand da, und darunter: *Wie nennt man das, was zurückbleibt — Schuld, Liebe, Erinnerung?* Sie strich die Zeilen mit dem Finger nach, als könnten sie so fester werden.

Der Fluss nahm die Worte mit. Munzur trug sie fort, über Steine und Stromschnellen, hinaus in eine Welt, die nicht immer Antworten gab. Doch an diesem Abend, am Ufer, war das Aussprechen des Namens ein Akt des Widerstands gegen das Vergessen. Die Frau stand auf, schloss das Notizbuch, und mit einem letzten Blick auf das Wasser ging sie die Straße hinauf, wo Lichter und Stimmen warteten — und wo die Fragen weiterlebten, bis jemand den Mut fand, ihnen nachzugehen.

1 — Ankunft

„Du kommst aus Amed, nicht wahr?“

„Ja. Und du?“

„Aus hier. Dersim.“

Die Worte waren kurz, wie Züge, die an einer kleinen Station halten und gleich wieder weiterfahren. Der Bus hatte sie an einer Haltestelle abgesetzt, die nach nassem Asphalt und Zedern duftete; die Luft war noch warm vom Tag, aber die Schatten der Berge fielen bereits lang. Gülistan zog den Schal enger, obwohl sie nicht fror. In ihrem Rucksack klapperten die Bücher, ein Fotoalbum und ein Notizbuch, dessen Seiten schon kleine Knicke trugen — Spuren von Reisen, von Gedanken, von Nächten, in denen sie nicht schlafen konnte.

Gülistan kam nach Dersim, bezog ein Zimmer im Studentenwohnheim der Munzur-Universität. Die Stadt empfing sie mit einer Mischung aus Härte und Zärtlichkeit. Häuser klebten an den Hängen wie alte Geschichten; die Straßen waren schmal, die Bürgersteige uneben. Überall waren Geräusche: das Rufen eines Verkäufers, das Klappern von Töpfen, das entfernte Hupen eines Autos. Und dazwischen das konstante, beruhigende Murmeln des Flusses, der sich wie ein silbernes Band durch das Tal zog. Munzur war nicht nur ein Fluss; er war ein Atem, der die Stadt zusammenhielt.

„Die Bibliothek ist oben am Hügel“, sagte die Frau mit dem Koffer und deutete auf einen schmalen Pfad, der zwischen zwei Häusern verschwand. „Wenn du willst, zeige ich dir den Weg.“

„Danke“, antwortete Gülistan. „Ich suche einen Platz zum Lernen — und einen Ort, an dem man Tee trinkt, ohne dass jemand fragt, warum.“

Die Frau lachte leise. „Hier trinkt man Tee, weil man Zeit hat. Oder weil man keine andere Wahl hat.“ Sie schob den Koffer vor sich her und ging voraus, als kenne sie jede Stufe. Gülistan folgte, beobachtete die Art, wie die Frau die Schultern hielt, wie sie die Augen zusammenkniff, wenn sie eine steile Stelle hinaufstieg. In diesen kleinen Bewegungen las sie die Stadt: vorsichtig, widerständig, voller Gewohnheiten.

Die Wohnung, die sie gefunden hatte, lag über einer Bäckerei. Morgens roch es nach frisch gebackenem Brot, und die Besitzerin, eine Frau mit rauen Händen und einem warmen Lächeln, stellte ihr ohne Worte eine Tasse Tee hin. „Für die kalten Morgen“, sagte sie, als Gülistan sich

bedankte. Die Wohnung war klein: ein Zimmer, ein Tisch, ein Bett, ein Regal mit ein paar Büchern. An der Wand hing ein Kalender, auf dem die Tage mit Bleistift durchgestrichen waren — ein stiller Beweis dafür, dass das Leben weiterging, Tag für Tag.

In den ersten Tagen lernte Gülistan die Stadt wie eine neue Sprache. Sie merkte, welche Cafés morgens voll waren, welche Läden am Abend die besten Gespräche boten, welche Wege man meiden sollte, wenn man allein war. Die Universität lag auf einer Anhöhe; die Hörsäle waren zugig, die Professoren manchmal streng, manchmal müde. Sie fand schnell Anschluss: Jinda, die scharfsinnige, die immer einen sarkastischen Kommentar parat hatte; Sarya, die leise Beobachterin mit den großen Augen; ein paar Kommilitonen, die sich in der Bibliothek trafen, um Texte zu zerlegen und wieder zusammensetzen.

6

„Was willst du später machen?“ fragte Sarya eines Abends, als sie zusammen Tee tranken.

„Ich studiere Kinderpädagogik... ich möchte mit Kindern arbeiten. Vielleicht Erzieherin werden. Vielleicht Lehrerin“, sagte Gülistan.

„Dann wirst du uns Geschichten schicken“, meinte Jinda.

„Und ihr werdet sie lesen und sagen, was fehlt“, erwiderte Gülistan und lächelte. Das Lächeln war ein Versprechen: an sich selbst, an die Freundinnen, an die Zukunft.

Doch Ankunft ist nie nur ein äußerer Akt; sie ist ein inneres Abtasten. In den Nächten, wenn die Stadt ruhiger wurde, saß Gülistan am Fenster und beobachtete die Lichter, die wie verstreute Sterne in den Gassen hingen. Sie schrieb Briefe nach Amed, faltete sie sorgfältig, legte kleine Zeichnungen

hinein, die ihre Mutter später mit einem Herzchen versah. Die Briefe waren Brücken, die sie zurückhielten und zugleich weitertrugen.

Die Stadt zeigte ihr auch ihre Risse. An einer Ecke sah sie eine Gruppe junger Männer, die laut diskutierten; an einer anderen einen alten Mann, der auf einer Bank saß und die Hände faltete. Es gab Blicke, die länger blieben, als es höflich war; Türen, die sich schneller schlossen, wenn Fremde vorbeigingen. Gülistan lernte, die Nuancen zu lesen: wann ein Lächeln echt war, wann es nur Höflichkeit verbarg; wann ein Gespräch offen war, wann es nur die Oberfläche streifte. Diese Lektionen waren leise, aber wichtig.

Eines Nachmittags, als die Sonne schon tiefer stand und die Schatten länger wurden, ging sie allein zum Fluss. Das Wasser glitzerte, und auf der anderen Seite spielten Kinder, ihre Stimmen hell und unbeschwert. Gülistan setzte sich auf eine Bank, zog das Notizbuch hervor und schrieb: *Hier bin ich klein und groß zugleich. Hier lerne ich, wie man sich selbst neu erfindet — oder wie man sich verliert.* Sie strich mit dem Finger über die Zeilen, als wolle sie die Worte prüfen, ob sie echt waren.

Ein Mann setzte sich neben sie, ohne ein Wort. Er war älter, das Gesicht von Wind und Sonne gegerbt. Nach einer Weile sagte er: „Die Stadt nimmt und gibt. Manchmal mehr, manchmal weniger.“

„Und was gibt sie dir?“ fragte Gülistan.

„Erinnerungen“, antwortete er. „Und Fragen. Beides ist schwer zu tragen.“ Er lächelte, nicht spöttisch, sondern mit einer Art, die Gülistan das Gefühl gab, verstanden zu werden.

Die Ankunft war abgeschlossen, aber nicht endgültig. Sie war der erste Schritt in einem Weg, der noch viele Abzweigungen haben würde. Gülistan wusste das nicht mit Gewissheit; sie spürte es nur wie ein leises Ziehen im Magen, eine Erwartung, die sich nicht in Worte fassen ließ. Sie stand auf, klappte das Notizbuch zu und ging zurück die Straße hinauf, vorbei an der Bäckerei, an den Häusern, an den Menschen, die ihre eigenen Geschichten trugen. Die Stadt nahm sie auf, und sie nahm die Stadt in sich auf — ein Austausch, der langsam, unmerklich, unumkehrbar war.

2 - Familie

„Sag deiner Mutter, sie soll nicht so viel sorgen.“
„Ich sage es ihr“, antwortete Gülistan und lächelte, obwohl das Lächeln am anderen Ende der Leitung kaum zu hören war. „Aber sie wird es nicht glauben.“

8

Die Stimme ihrer Mutter war ein vertrauter Rhythmus, ein Takt, der ihr seit Kindheitstagen Sicherheit gab. Am Telefon klang er dünner, als läge zwischen ihnen ein langer Fluss. In Amed war es Abend; die Werkstatt ihres Vaters war noch nicht ganz dunkel, irgendwo klapperte Metall, und die Nachbarin rief vielleicht gerade nach einem Enkel. Für einen Moment schloss Gülistan die Augen und stellte sich vor, wie die Küche roch: nach gebratenem Gemüse, nach dem Öl, das ihr Vater sparsam verwendete, nach dem Duft von frisch gewaschenen Tüchern, die an einer Leine im Hof hingen.

„Komm bald nach Hause“, sagte die Mutter. „Die Bäume tragen schwer, und das Haus fühlt sich leer an.“ „Ich komme, wenn die Prüfungen vorbei sind“, antwortete Gülistan. „Versprochen.“

Die Versprechen, die man am Telefon gab, waren oft leichter als die, die man hielt. Die Mutter legte den Hörer nicht auf, bevor sie nicht noch einmal gefragt hatte, ob sie genug aß, ob sie sich warm anzog, ob sie jemanden hatte, dem sie vertraute. Diese Fragen waren wie kleine Netze, die sie warf, um die Tochter zu halten. Gülistan spürte die Zärtlichkeit darin und zugleich die Sorge, die sich wie ein Schatten über die Worte legte.

Die Briefe, die sie schrieb, waren anders als die Telefonate. Auf Papier konnte sie länger atmen; sie konnte Sätze formen, die nicht sofort beantwortet werden mussten. Sie faltete die Seiten sorgfältig, zeichnete manchmal kleine Blumen in die Ränder, und ihre Mutter antwortete mit Handschriften, die Ecken mit Herzchen verzierten. In einem der Briefe hatte die Mutter geschrieben: *Wir sind stolz auf dich. Vergiss nicht, ab und zu zu lachen.* Gülistan hatte das Blatt mehrmals gelesen, bevor sie es in die Schachtel legte, in der sie all die Nachrichten aufbewahrte, die ihr halfen, die Distanz zu überstehen.

Zu Hause in Amed war die Familie ein Geflecht aus Rollen und Erinnerungen. Ihr Vater, ein Mann mit rauen Händen und ruhigem Blick, führte eine kleine Werkstatt, in der er Fahrräder reparierte und manchmal Möbel zusammenfügte. Er war kein Mann vieler Worte, aber seine Hände sprachen eine Sprache, die Gülistan verstand: präzise, geduldig, zuverlässig. Ihre Mutter war die Stimme des Hauses, diejenige, die die Tage ordnete, die Wäsche aufhing, die Suppe rechtzeitig auf den Tisch stellte. Die Geschwister waren laut, widerspenstig, liebevoll; sie stritten und versöhnten sich in einem Atemzug.

Als Kind hatte Gülistan oft neben dem Vater in der Werkstatt gegessen, die Finger an öligen Schrauben, die Augen groß vor Neugier. Er zeigte ihr, wie man ein Rad auswuchtet, wie man eine Kette richtig einlegt, wie man Geduld hat, wenn etwas nicht sofort funktioniert. Diese Lektionen waren praktisch und zugleich symbolisch: sie lehrten sie, dass Dinge repariert werden können, wenn man die richtigen Werkzeuge hat und die Ruhe bewahrt.

„Du bist mutig“, sagte der Vater einmal, als sie ihm von der Entscheidung erzählte, wegzugehen. „Du gehst, um etwas zu lernen. Das ist gut.“

„Ich habe Angst“, gestand sie. „Manchmal.“

„Angst ist ein Zeichen, dass du lebst“, antwortete er. „Angst ist kein Grund, stehenzubleiben.“

10

Die Mutter hörte das Gespräch mit halbem Ohr, während sie Teller abtrocknete. Ihre Augen suchten die Tochter in der Kamera des Telefons, als wolle sie sicherstellen, dass sie wirklich da war. Dann legte sie die Hand an die Stirn, als würde sie eine unsichtbare Last messen. „Pass auf dich auf“, sagte sie. „Und ruf, wenn etwas ist. Nicht erst, wenn es zu spät ist.“

In Amed war die Erinnerung an Gülistan nicht nur familiär; sie war öffentlich, ein Teil des Alltags. Die Nachbarinnen sprachen von ihr, wenn sie sich auf der Straße begegneten: „Sie ist so fleißig“, „Sie schreibt so schöne Briefe“, „Sie hat immer ein Buch dabei.“ Diese kleinen Sätze formten ein Bild, das die Familie mit Stolz erfüllte, aber auch verletzlich machte. Denn je mehr Menschen ein Bild von jemandem hatten, desto mehr schien die Person selbst in Erwartungen aufzugehen.

Gülistan wusste, dass sie in zwei Welten lebte: in der einen die vertraute Wärme von Amed, in der anderen die rauere, fordernde Umgebung von Dersim. Beide Welten formten sie, zogen an ihr, gaben und nahmen. Manchmal, wenn sie allein war, fragte sie sich, ob die Distanz sie veränderte. War sie noch das Mädchen, das barfuß durch den Hof lief, das mit den Nachbarskindern spielte? Oder war sie bereits jemand anderes, geformt von neuen Büchern, neuen Stimmen, neuen Straßen?

Einmal, an einem Sonntag, als die Prüfungen näher rückten und die Sehnsucht nach Zuhause stärker wurde, schrieb sie einen langen Brief. Sie beschrieb die Bibliothek, die Gerüche der Stadt, die Menschen, die sie getroffen hatte. Sie schrieb von einem Dozenten, der mit rauer Stimme über Gedichte sprach, und von einem Café, in dem die Besitzerin ihr immer ein Stück Kuchen schenkte. Am Ende des Briefes zeichnete sie eine kleine Skizze: ein Haus mit einem Baum davor, und daneben schrieb sie: *Wenn ich zurückkomme, pflanzen wir einen Baum.* Die Vorstellung, etwas Bleibendes zu pflanzen, war ein Versprechen an die Zukunft — an sich selbst und an die Familie. 11

Die Antwort kam in einer Woche. Die Mutter schrieb, dass sie bereits einen Platz im Hof ausgesucht hätten, wo der Baum stehen könnte. Der Vater fügte eine Notiz bei: *Ich bringe die Schaufel mit.* Die Geschwister malten kleine Bilder, die sie mit Klebestreifen an den Rand des Umschlags hefteten. Diese Geste, so klein sie war, füllte Gülistan mit einer Wärme, die die Kälte der Nächte in Dersim für einen Moment vertrieb.

Doch nicht alle Nachrichten waren leicht. Manchmal kamen Sorgen, die nicht mit einem Lächeln weggewischt werden

konnten: ein Onkel, der krank wurde; ein Nachbar, der seine Arbeit verlor; Rechnungen, die sich stapelten. Diese Nachrichten erinnerten sie daran, dass das Leben in Amed nicht stehen blieb, nur weil sie fort war. Es gab Verpflichtungen, die sie nicht ignorieren konnte, und Entscheidungen, die sie treffen musste, wenn sie zurückkehrte.

In einem dieser Momente, als die Müdigkeit schwer auf ihren Schultern lag und die Prüfungen sie forderten, rief die Mutter spät in der Nacht an. Die Stimme war brüchig. „Wir haben Besuch gehabt“, sagte sie. „Leute, die fragen...“ Sie brach ab, als suchte sie nach Worten, die nicht verletzen sollten. Gülistan spürte, wie die Luft im Zimmer dünner wurde. „Was für Leute?“ fragte sie, obwohl sie die Antwort fürchtete. Die Mutter atmete tief durch. „Nur Nachbarn. Sie wollten wissen, ob du gut aufgehoben bist. Sie sagten, die Stadt sei anders. Sei vorsichtig, mein Kind.“

12

Die Worte waren ein Schleier aus Sorge und Fürsorge. Gülistan legte den Kopf in die Hände und dachte an die Werkstatt, an die Hände ihres Vaters, an die Eichenbäume, die eines Tages Schatten spenden würden. Sie dachte an die Briefe, an die kleinen Herzchen, an die Versprechen. Und sie dachte an die Entscheidung, die sie getroffen hatte: zu bleiben, zu lernen, zu versuchen, die Welt zu verstehen, ohne die eigene zu verlieren.

Am Ende des Gesprächs sagte die Mutter: „Wir beten für dich.“

„Ich weiß“, antwortete Gülistan. „Und ich danke euch. Für alles.“

„Komm bald nach Hause“, wiederholte die Mutter, und dieses Mal klang es weniger wie eine Bitte und mehr wie ein Wunsch, der in der Luft hängen blieb.

Sie legte das Telefon beiseite, sah auf das Notizbuch, das auf dem Tisch lag, und schrieb eine Zeile: *Ich bin hier. Ich lerne. Ich komme zurück.* Dann faltete sie den Brief, steckte ihn in einen Umschlag und legte ihn in die Schachtel mit den anderen Nachrichten. Die Worte waren nicht genug, um die Distanz zu überbrücken, aber sie waren ein Anker — ein kleines Stück Heimat, das sie bei sich trug, während die Stadt draußen weiter atmete und der Fluss leise seine Geschichten erzählte.

3 - Freundinnen

„Du musst mit uns kommen.“

„Ich habe noch ein Essay.“

„Du hast immer ein Essay.“

13

Die Stimmen im Café waren warm wie der Dampf, der aus den Tassen stieg. Das Lokal roch nach Kardamom und gebrühtem Kaffee, nach Zucker und dem leisen Knarren der Stühle. Jinda, Sarya und ein paar andere saßen an einem runden Tisch, die Beine unter sich geschoben, die Hände um die Tassen gelegt. Gülistan trat ein, zog den Schal ab, und für einen Moment schien die Welt draußen zu bleiben — die Kälte, die fremden Blicke, die Straßen, die sie noch nicht ganz kannte.

„Setz dich“, sagte Jinda und schob eine Tasse zu ihr. „Erzähl. Was steht im Essay?“

„Über Erinnerung in der Literatur“, antwortete Gülistan.

„Wie Orte Geschichten speichern.“

„Klingt nach dir“, sagte Sarya und lächelte. „Du sammelst immer Geschichten.“

Sie lachten, und das Lachen war ein Netz, das die kleinen Risse in den Tagen zusammenhielt. In dieser Runde war Gülistan nicht nur die Fremde aus Amed; sie war die, die aufmerksam zuhörte, die kleine Notizen machte, die manchmal mit einem Satz die Diskussion auf den Punkt brachte. Jinda war die, die laut dachte, die mit schnellen, scharfen Bemerkungen die Luft schnitt; Sarya war die, die beobachtete, die Fragen stellte, die mehr in den Pausen sagte als in den Antworten. Zusammen bildeten sie ein Geflecht aus Stimmen, das die Universität, die Bibliothek, die Stadt zu einem Ort machte, an dem man nicht allein war.

„Erzähl uns von zu Hause“, forderte Jinda eines Abends, als die Tassen leer waren und die Straßenlaternen draußen wie kleine Laternenfeste wirkten.

14

„Was willst du hören?“ fragte Gülistan.

„Alles. Die Gerüche, die Stimmen, die Dinge, die nur du kennst.“

Gülistan lächelte, und für einen Moment füllte sich die Luft mit Bildern: der Werkstatt ihres Vaters, dem Geruch von Öl und Metall; die Küche, in der die Mutter Brot buk; die engen Gassen von Amed, in denen die Stimmen der Nachbarn wie ein Chor klangen.

„Meine Mutter macht den besten Joghurt“, sagte sie. „Sie lässt ihn lange stehen, bis er genau die richtige Säure hat. Und mein Vater... er hat eine Art, Schrauben zu halten, als wären sie kleine Geheimnisse.“

„Das klingt wie Poesie“, sagte Sarya. „Du solltest das in dein Essay einbauen.“

„Vielleicht“, antwortete Gülistan. „Vielleicht ist das schon ein Essay.“

Die Freundinnen waren nicht nur Gesprächspartnerinnen; sie waren Zeuginnen kleiner Rituale. An Prüfungswochen saßen sie zusammen in der Bibliothek, die Köpfe über Bücher geneigt, die Finger über Notizen fahrend. Nach langen Tagen gingen sie auf das Dach der Bibliothek, setzten sich an den Rand und sahen auf die Stadt, die in der Dämmerung atmete. Dort teilten sie Zigaretten, Kekse, Geheimnisse. Dort wurden die großen Fragen in kleine, handhabbare Stücke zerlegt: Was bedeutet Erfolg? Was ist Mut? Wie viel von sich selbst gibt man preis, um dazuzugehören?

„Was, wenn ich nicht die Person werde, die ihr erwartet?“ fragte Gülistan einmal, als die Nacht besonders klar war und die Sterne wie Nadeln stachen.

„Dann werden wir dich trotzdem lieben“, sagte Jinda ohne Zögern. „Freundschaft ist kein Vertrag.“

„Aber es ist ein Versprechen“, fügte Sarya hinzu. „Ein Versprechen, dass man bleibt, auch wenn sich Dinge ändern.“

Es gab Spannungen, wie in jeder Gemeinschaft. Eifersucht schlich sich ein, wenn eine von ihnen plötzlich mehr Aufmerksamkeit bekam; Missverständnisse entstanden, wenn Worte unbedacht fielen. Einmal, nach einer hitzigen Debatte über einen Dozenten, der zu hart gewesen war, brach ein Streit aus. Jinda fühlte sich nicht verteidigt; Gülistan fühlte sich missverstanden. Die Tage danach waren schwer, die Gespräche stockten, und die gemeinsame Leichtigkeit schien gebrochen.

„Du hast mich nicht verteidigt“, sagte Jinda, als sie sich später allein trafen.

„Ich wusste nicht, wie“, antwortete Gülistan.

„Manchmal reicht ein Wort.“

„Manchmal reicht ein Schweigen.“

Sie lernten, dass Nähe Arbeit bedeutet. Dass Verzeihen nicht automatisch kommt, sondern verdient werden muss. Dass man manchmal die eigenen Fehler anerkennen muss, um weitergehen zu können. Diese Lektionen waren schmerzhaft und notwendig; sie formten die Freundschaft, machten sie tiefer, weniger oberflächlich.

Neben den intimen Momenten gab es auch die öffentlichen: kleine Demonstrationen, Lesungen in der Uni, Abende, an denen sie mit anderen Studierenden über Politik, Kunst und Zukunft diskutierten. Gülistan hörte zu, stellte Fragen, schrieb später Notizen in ihr Heft. Sie war nicht die lauteste Stimme, aber oft die, die die Gespräche zusammenhielt, die Brücken schlug zwischen Theorie und Alltag. 16

„Du bist gut darin, zuzuhören“, sagte ein Kommilitone einmal. „Du machst aus Worten Brücken.“

„Vielleicht“, antwortete sie. „Oder vielleicht baue ich nur Brücken, weil ich selbst nicht weiß, wohin ich will.“

In diesen Momenten zeigte sich eine andere Seite von Gülistan: die Unsicherheit, die hinter dem ruhigen Blick lag. Sie war nicht immer sicher, ob sie bleiben sollte, ob das Studium der richtige Weg war, ob die Stadt sie formen oder zerbrechen würde. Doch in der Gemeinschaft fand sie Mut. Die Freundinnen erinnerten sie daran, dass Entscheidungen nicht endgültig sein müssen; dass Wege sich ändern dürfen; dass das Leben aus vielen kleinen Richtungswechseln besteht.

Es gab auch Leichtigkeit: spontane Ausflüge an den Fluss, wo sie Brot teilten und über belanglose Dinge lachten; Nächte, in denen sie alte Filme sahen und Popcorn aßen; Tage, an denen sie einfach nur nebeneinandersitzen konnten, ohne zu sprechen, und das Schweigen als etwas Vertrautes empfanden. Diese Augenblicke waren wie Atempausen in einem dichten Tag, kleine Inseln, auf denen die Welt für einen Moment stillstand.

„Versprich mir etwas“, sagte Jinda eines Abends, als sie auf dem Dach saßen und die Stadt unter ihnen wie ein Kartenbild lag.

„Was?“ fragte Gülistan.

„Versprich, dass du uns schreibst, egal was passiert. Nicht nur Briefe, sondern auch, wenn du Angst hast.“

„Ich verspreche es“, sagte Gülistan, und das Versprechen war mehr als ein Wort; es war ein Band, das sie miteinander knüpften. 17

Die Freundinnen waren nicht nur Begleiterinnen durch die Studienzeit; sie wurden zu einem Teil dessen, wer Gülistan war. In ihren Stimmen fand sie Bestätigung, in ihren Blicken Spiegel, in ihren Fehlern Lektionen. Und als die Tage länger wurden und die Prüfungen näher rückten, wusste sie, dass diese Bande sie tragen würden — durch Zweifel, durch Freude, durch die kleinen und großen Stürme, die das Leben bereithält.

4 - Der Abend

„Kommst du mit?“

„Nur kurz“, sagte Gülistan. „Ich muss noch etwas abholen.“

Die Straße war kühler geworden, als die Sonne hinter den Bergen verschwand. Laternen flackerten an, und die Schatten der Kastanienbäume fielen wie dunkle Finger über den Gehweg. Gülistan zog den Schal enger, obwohl der Wind nur ein leises Spiel mit den Blättern trieb. Die Stadt hatte zu dieser Stunde eine andere Stimme: gedämpft, aufmerksam, als lausche sie selbst auf das, was geschehen könnte.

Sie ging den Weg, den sie oft ging — vorbei an der alten Brücke, die über den Fluss führte, vorbei an dem kleinen Laden, in dem der Besitzer immer eine Tüte Nüsse zum Probieren anbot. Die Schritte waren vertraut, und doch war an diesem Abend etwas anders; ein Gefühl, das sich nicht leicht benennen ließ, wie ein Ton, der eine Oktave tiefer lag als sonst. Vielleicht war es nur die Müdigkeit, die sich in den Knochen sammelte, oder die Art, wie die Stadt atmete, wenn die Menschen sich in ihre Häuser zurückzogen.

18

Im Café hatten sie gelacht, hatten Pläne gemacht, hatten über ein Seminar gesprochen, das nächste Woche anstand. Jinda hatte von einer Lesung erzählt, Sarya von einem Film, den sie sehen wollte. Die Gespräche waren leicht gewesen, die Stimmen warm. „Bis später“, hatte Jinda gerufen, ohne zu ahnen, dass das Wort wie ein dünner Faden in die Nacht fiel.

Gülistan bog in eine Seitenstraße ein, wo die Häuser enger standen und die Fenster kleiner wirkten. Ein Hund bellte in der Ferne, dann verstummte er wieder. Auf einer Bank saß ein älterer Mann und rauchte, die Hände in den Taschen vergraben. Er nickte ihr zu, ohne aufzusehen, als sei er Teil eines stillen Rituals, das die Stadt bei Einbruch der Dunkelheit vollzog. Sie lächelte zurück, ein kurzes, flüchtiges Lächeln, und ging weiter.

Die Erinnerung an den Abend ist später in Bruchstücken erzählt worden: ein Schritt, ein Geräusch, ein Auto, das vorbeifuhr, ein Licht, das kurz aufblitzte. Manche sagten, sie hätten eine Gestalt gesehen, andere sagten, sie hätten nichts bemerkt. Die Stadt, die tagsüber so viele Stimmen hatte, schien an jenem Abend eine andere Ruhe zu haben, als wäre sie Zeugin eines Moments, den sie nicht deuten konnte.

Als sie die kleine Buchhandlung passierte, blieb sie stehen. Durch das Schaufenster sah sie die Regale, die wie Reihen von stillen Zeugen standen. Ein Buch lag offen auf einem Tisch, als hätte jemand es eben erst zur Seite gelegt. Sie trat näher, betrachtete den Einband, las eine Zeile, die ihr wie ein Versprechen vorkam: *Orte speichern, was wir vergessen*. Sie lächelte, kaufte das Buch und steckte es in die Tasche ihres Mantels. Es war eine kleine Geste, eine Art, sich selbst zu vergewissern, dass die Welt noch Ordnung hatte.

19

Auf dem Rückweg nahm sie eine Abkürzung, die durch einen schmalen Durchgang führte. Dort, zwischen zwei Häusern, war die Luft kühler, und die Geräusche der Stadt wurden zu einem fernen Murmeln. Ein Auto fuhr vorbei, die Scheinwerfer schnitten durch die Dunkelheit. Für einen Moment war alles nur Bewegung und Licht. Dann war es wieder still.

Sie bemerkte nicht sofort, dass jemand hinter ihr ging. Erst als ein Geräusch, ein Schritt, näher kam, drehte sie sich halb um. „Hallo?“ sagte sie, mehr aus Höflichkeit als aus Furcht. Eine Gestalt blieb im Schatten stehen, die Konturen unscharf. „Alles in Ordnung?“ fragte die Stimme, und sie klang nicht unfreundlich, eher routiniert, wie die Stimme eines Menschen, der oft spät unterwegs war.

„Ja“, antwortete Gülistan. „Ich suche nur den Weg zur Brücke.“

„Dann bist du fast da“, sagte die Gestalt. „Geh vorsichtig.“

Es war ein kurzer Austausch, ein flüchtiges Aufeinandertreffen, das in der Erinnerung später eine Bedeutung annahm, die in diesem Moment nicht vorhanden war. Sie nickte, bedankte sich, und die Schritte entfernten sich wieder.

Die letzten Meter bis zur Wohnung waren kurz, aber sie zogen sich. Die Bäckerei war dunkel, nur ein schwaches Licht brannte noch im Fenster. Die Besitzerin hatte die Tür einen Spalt offen gelassen, als warte sie auf jemanden, der noch kommen könnte. Gülistan trat ein, legte das Buch auf den Tisch, nahm den Schal ab und stellte sich für einen Augenblick ans Fenster. Die Stadt lag unter ihr wie ein Kartenbild, die Lichter funkelten, und der Fluss war ein dunkles Band, das alles verband. 20

Sie dachte an die Gespräche des Abends, an die Stimmen ihrer Freundinnen, an die Wärme der Tassen. Sie dachte an Amed, an die Werkstatt ihres Vaters, an die Bäume, die eines Tages Schatten spenden würden. Und sie dachte an die kleine Geste, das Buch zu kaufen, als wolle sie etwas festhalten, das sonst leicht entgleiten konnte.

Später, als die Stunden verstrichen und die Unruhe wuchs, würden die Freundinnen die Straßen absuchen, würden die Bäckerei und die Buchhandlung befragen, würden die letzten Schritte rekonstruieren. Sie würden Zeugen finden, die sich an eine Gestalt erinnerten, an ein Auto, an ein Licht. Manche Erinnerungen würden sich überlappen, andere würden widersprüchlich sein. Doch in jener Stunde, als Gülistan die Tür hinter sich schloss und das Licht ausmachte, war die

Stadt nur eine Stadt, und sie war nur ein Mensch, der nach Hause kam.

Die Nacht nahm die Stadt in ihre Hände und hielt sie fest. Die Straßen, die am Tag so vertraut waren, wurden zu fremden Wegen. Und in diesen Wegen sammelten sich Fragen, die keine Antwort fanden. Die Stille war nicht leer; sie war voll von Erwartung, die sich in Sorge verwandelte. Die Freundinnen warteten, die Mutter wartete, die Stadt wartete — und niemand wusste, wie lange dieses Warten dauern würde.

5 - Das Schweigen

„Sie ist nicht da.“

„Was meinst du?“

„Die Wohnung. Sie ist leer.“

21

Die Worte fielen wie Kiesel in einen Brunnen; die Kreise, die sie schlugen, wurden größer und größer. Die Besitzerin der Bäckerei stand in der Tür, die Hände noch nach Mehl duftend, und sah die Freundinnen an, als suchte sie in ihren Gesichtern nach einer Erklärung, die sie nicht geben konnte. Jinda drückte das Telefon fester an die Wange, als könnte sie so die Verbindung zur Welt halten.

„Hast du sie gesehen?“

„Nein. Ich habe das Licht angelassen.“

Die Polizei kam, nahm Notizen, fragte nach Uhrzeiten, nach Gewohnheiten, nach letzten Nachrichten. Die Beamten sprachen in nüchternen Sätzen, als würden sie ein Protokoll schreiben, das die Welt ordnen sollte. Doch die Welt derer,

die warteten, war nicht ordentlich; sie war zerrissen, voller Lücken, die sich nicht schließen ließen.

„Wann hast du sie zuletzt gesehen?“

„Gestern Abend im Café.“

„Mit wem?“

„Mit uns.“

Die Fragen waren einfach, die Antworten schwer. Jedes Wort wurde geprüft, jede Pause gewogen. Die Freundinnen wiederholten dieselben Sätze, als hofften sie, durch Wiederholung etwas zu erzwingen, das nicht zu erzwingen war: Gewissheit. Die Mutter kam aus Amed an, die Augen rot, die Hände um ein Foto geklammert. Sie stellte sich in die Mitte der Wohnung, als wolle sie mit ihrer Präsenz die Leere füllen.

22

„Sie hat ihr Notizbuch hier gelassen“, sagte Sarya und hielt das kleine Heft hoch. „Und ihr Schal.“

„Das ist nicht normal“, flüsterte die Mutter. „Sie nimmt immer alles mit.“

Die Medien begannen zu kommen. Kameras, Mikrofone, Stimmen, die nach einer Geschichte suchten. Manche fragten mitfühlend, andere mit der Gier derer, die von Aufregung leben. Die Freundinnen standen vor den Kameras, sagten Sätze, die sie tausendmal geübt hatten, und fühlten sich doch, als sprächen sie in einer Sprache, die niemand hören wollte.

„Wir wollen nur Antworten“, sagte Jinda in ein Mikrofon.

„Wir wollen, dass sie gefunden wird“, fügte Sarya hinzu.

„Sie ist ein Mensch“, sagte die Mutter. „Nicht nur ein Bild.“

Die Stadt reagierte in Wellen. Einige brachten Kerzen, stellten Fotos auf, legten Zettel an Laternenpfähle. Andere gingen ihren Wegen, als sei nichts geschehen. In den Cafés flüsterten Menschen, in den Gassen wurden Vermutungen laut. Gerüchte wuchsen wie Unkraut, und mit ihnen die Angst, dass die Wahrheit unter ihnen ersticken könnte.

„Vielleicht ist sie weggelaufen“, hörte Jinda jemanden sagen.

„Das glaube ich nicht“, antwortete eine andere Stimme. „Sie hat ihre Sachen nicht mitgenommen.“

„Vielleicht hat sie sich verlaufen.“

„Oder schlimmer.“

Die Gerüchte waren scharf und schnell. Sie schnitten durch die Tage und hinterließen Wunden, die nicht sichtbar waren, aber brannten. Die Familie musste nicht nur um die Tochter bangen; sie musste auch gegen Geschichten kämpfen, die ihr Bild von ihr verzerrten. Jeder neue Name, jede neue Andeutung war wie ein Stich. 23

„Hört auf zu spekulieren“, sagte Jinda einmal in einem Interview, die Stimme rau vor Anstrengung. „Sie ist ein Mensch, kein Gerücht.“

„Aber die Leute reden“, sagte Sarya später, als sie allein auf dem Dach saßen. „Und je mehr sie reden, desto weniger bleibt von ihr übrig, das wir erkennen können.“

Die Suche begann in kleinen, chaotischen Schritten. Freiwillige durchkämmten Wege, fragten Bauern, sahen in verlassene Hütten. Die Polizei prüfte Aufnahmen, fragte nach Kameras, nach Autos, nach Zeugen. Jeder Hinweis wurde

notiert, jeder Anruf beantwortet — und doch blieb die Zeit ein Feind, der Spuren verwischte.

„Wir haben etwas gefunden“, sagte ein junger Mann, der mit einem Suchtrupp unterwegs gewesen war.

„Was?“ fragte die Mutter, die neben ihm stand, die Hände wie zum Gebet gefaltet.

„Ein Stück Stoff. In der Nähe des Flusses.“

„Ist es ihr Schal?“

„Wir wissen es noch nicht.“

Die Hoffnung flackerte auf und erlosch wieder. Ein Fund bedeutete nicht sofort Gewissheit; er bedeutete Arbeit, Tests, Warten. Die Forensiker kamen, arbeiteten mit Handschuhen, sprachen leise, als wollten sie die Dinge nicht wecken, die sie berührten. Für die Angehörigen war jeder Schritt ein kleiner Sieg und zugleich eine neue Qual, weil er die Möglichkeit eröffnete, dass das, was sie suchten, nicht mehr heil war.

24

„Warum dauert das so lange?“ fragte die Mutter eines Abends, die Stimme dünn vor Erschöpfung.

„Weil es kompliziert ist“, antwortete ein Beamter. „Wir müssen alles prüfen.“

„Prüfen“, wiederholte die Mutter, als sei das Wort ein Fremdkörper. „Prüfen, prüfen, prüfen — und wir warten.“

Die Tage dehnten sich. Die Freundinnen wechselten zwischen Aktion und Lähmung: Flugblätter verteilen, Telefonate führen, schlafen, wieder aufstehen. Sie aßen schlecht, lachten selten, und wenn sie lachten, war es ein kurzes, schiefes Geräusch, das schnell verging. Die Stadt, die sie kannten, war dieselbe und doch anders; sie war durchzogen von Blicken, die fragten, die suchten, die verurteilten.

„Was, wenn wir nichts finden?“ flüsterte Sarya eines Nachts. „Dann haben wir versucht“, antwortete Jinda. „Und das reicht nicht. Aber es ist alles, was wir haben.“

Die Mutter schrieb Gebete auf kleine Zettel und legte sie in die Schachtel mit den Briefen. Der Vater, der aus Amed gekommen war, stand oft stumm am Fenster, die Hände auf dem Sims, als könne er durch das Glas die Zeit zurückdrehen. Die Geschwister hielten sich aneinander, stumm und starr, als wären sie aus Wachs geformt, das bei jeder Nachricht neu schmolz.

Die Polizei rief zu Geduld auf; die Medien riefen nach Antworten; die Menschen riefen nach Gerechtigkeit. Und in der Mitte dieses Rufes stand ein Name, der immer wieder ausgesprochen wurde, als sei das Aussprechen selbst ein Akt des Widerstands gegen das Vergessen.

25

„Gülistan“, sagte Jinda eines Morgens, als die Sonne blass durch die Vorhänge fiel. „Wir sagen ihren Namen laut. Jeden Tag.“

„Damit sie nicht verschwindet“, fügte Sarya hinzu.

„Damit wir nicht verschwinden“, sagte die Mutter leise.

Das Schweigen war nicht nur Abwesenheit; es war ein Raum, der gefüllt werden musste — mit Fragen, mit Forderungen, mit Erinnerungen. Die Menschen, die blieben, füllten ihn mit Stimmen, mit Kerzen, mit Bildern. Sie weigerten sich, die Lücke als endgültig zu akzeptieren. Und während die Stadt weiterging, mit ihren Einkäufen, ihren Streitereien, ihren Festen, blieb an einem Fenster ein Licht an, als wartete es auf eine Rückkehr, die niemand garantieren konnte.

6 - Suche

„Wir haben eine Spur.“

„Wo?“

„Am Flussufer. Ein Stofffetzen. Ein Schuhabdruck.“

„Kommt sofort.“

Die Nachricht kam wie ein Funke in trockenes Gras. Plötzlich war die Stadt nicht mehr nur ein Ort des Wartens; sie wurde ein Ort des Handelns. Menschen, die bis gestern Kerzen aufgestellt und Namen gerufen hatten, zogen jetzt Gummistiefel an, banden Schals um die Köpfe, nahmen Taschenlampen und gingen hinaus in die Kälte, in die Feuchte, in das, was die Nacht preisgab. 26

Die Suche nahm Formen an, die vorher niemand geplant hatte. Freiwillige bildeten Ketten, durchkämmten Uferzonen, stiegen in Gestrüpp, tasteten sich über Steine. Bauern wurden gefragt, ob sie in der Nacht etwas Ungewöhnliches gesehen hätten; Ladenbesitzer wurden gebeten, ihre Überwachungsvideos zu zeigen. Die Polizei koordinierte, markierte Fundstellen, sprach mit Forensikern. Es war eine Arbeit, die Geduld und Präzision verlangte, und zugleich eine, die von der rohen Energie derer getragen wurde, die nicht mehr warten wollten.

„Hier entlang“, rief ein junger Mann, der mit einer Taschenlampe vorausging. Sein Licht schnitt durch die Dunkelheit, zeigte nasse Blätter, eine zerbrochene Flasche, Spuren im Schlamm. „Da ist etwas.“

„Was?“ fragte Jinda, die neben ihm kniete.

„Ein Stück Stoff. Schwarz. Wie ihr Schal.“

„Ist es ihr Schal?“

„Wir müssen es sichern.“

Die Fundstücke wurden fotografiert, in Plastiktüten gelegt, mit Nummern versehen. Für die Angehörigen war jeder Gegenstand ein zweiseitiges Geschenk: er konnte Hoffnung nähren, aber auch die Möglichkeit eröffnen, dass das, was sie suchten, nicht heil war. Die Forensiker arbeiteten mit Handschuhen, sprachen leise, als wollten sie die Dinge nicht wecken, die sie berührten. Ihre Sprache war eine aus Messwerten und Protokollen; sie ordnete, was das Herz kaum fassen konnte.

„Wir prüfen DNA“, sagte ein Beamter später, als die Mutter neben ihm stand und die Hände wie zum Gebet faltete. „Es kann einige Tage dauern.“

27

„Tage“, wiederholte die Mutter, als sei das Wort ein Stein.

„Tage sind eine Ewigkeit.“

Die Suche war nicht nur physisch; sie war auch digital. Handydaten wurden angefordert, Standorte rekonstruiert, Anruflisten geprüft. Ein Techniker saß vor einem Bildschirm, zog Zeitfenster auf, zoomte in Karten, verglich Signale. Die Technik versprach Klarheit, doch sie brachte auch neue Fragen: Warum stimmte ein Standort nicht mit einer Zeugenaussage überein? Warum war ein Anruf zu einer Zeit registriert, in der jemand anderes behauptete, mit der Vermissten gesprochen zu haben?

„Die Daten sind nicht immer eindeutig“, erklärte der Techniker. „Signale springen, Geräte verbinden sich mit

verschiedenen Masten. Wir müssen vorsichtig sein.“
„Vorsichtig“, murmelte Jinda. „Vorsichtig ist gut. Aber wir brauchen auch Antworten.“

Die Suche zog sich in die Tage. Morgengrauen fand Menschen mit nassen Hosen und roten Augen, die sich aufwärmten, Tee tranken, kurz die Köpfe senkten und dann wieder hinausgingen. Es gab Momente der Hoffnung: ein Anruf, der ein mögliches Sichtungsfenster nannte; ein Hinweis, der überprüft wurde. Und es gab Enttäuschungen: Spuren, die ins Leere führten, Aussagen, die sich widersprachen. Die Müdigkeit legte sich wie Staub über die Gesichter der Suchenden, doch sie gingen weiter, weil Aufhören keine Option war.

„Wir haben eine Kameraaufnahme aus der Nähe der Brücke“, sagte ein Ermittler eines Abends. „Wir prüfen sie.“
„Zeigt sie etwas?“ fragte Sarya, die neben ihm stand.
„Es ist unscharf. Eine Gestalt. Ein Auto. Wir versuchen, mehr herauszuholen.“

28

Die Medien begleiteten die Suche mit einer Mischung aus Sensationslust und Ernst. Reporter standen an Absperrungen, fragten nach Details, die oft noch nicht bestätigt waren. Manche Berichte halfen, indem sie Augenzeugen mobilisierten; andere schürten Gerüchte, die die Familie zusätzlich belasteten. Die Freundinnen mussten lernen, mit den Kameras umzugehen, Antworten zu geben, ohne Dinge zu behaupten, die sie nicht wussten.

„Wir brauchen Ruhe“, sagte Jinda einmal in die Kamera.
„Wir brauchen, dass die Arbeit gemacht wird.“
„Und wir brauchen Respekt“, fügte die Mutter hinzu, die sich

inzwischen in Interviews geübt hatte, weil sie wusste, dass jede Aussage die öffentliche Wahrnehmung formte.

Die Suche brachte Menschen zusammen, die sonst wenig miteinander zu tun hatten: Studenten, Handwerker, Rentner, Journalisten, Polizisten. In diesen Tagen entstanden kleine Allianzen. Ein Bäcker brachte belegte Brote für die Suchtrupps; eine Lehrerin organisierte Schlafplätze für Angehörige; ein Anwalt bot rechtliche Beratung an. Die Stadt zeigte eine Seite, die in normalen Zeiten unsichtbar blieb: die Bereitschaft, sich zu rühren, wenn ein Mensch fehlte.

„Wir sind nicht allein“, sagte Jinda eines Morgens, als sie mit Sarya am Fluss saß und die Hände um eine Thermoskanne hielt. „Das ist tröstlich.“

„Und beängstigend“, antwortete Sarya. „Weil so viele Augen auf uns gerichtet sind.“

29

Es gab auch Momente, in denen die Suche an ihre Grenzen stieß. Ein Hinweis erwies sich als Fehlalarm; eine Spur war zu verwischt, um noch verwertbar zu sein. In solchen Augenblicken brach die Gruppe zusammen, nicht in Resignation, sondern in Erschöpfung. Sie saßen auf Bordsteinen, starrten in die Ferne, und die Worte, die sie fanden, waren kurz und roh.

„Was, wenn wir nichts finden?“ flüsterte eine Freiwillige. „Dann haben wir alles versucht“, sagte Jinda. „Und das ist nicht nichts.“

Die Ermittlungen führten auch zu Konfrontationen. Fragen, die gestellt wurden, trafen auf Mauern: Behörden, die nicht sofort Auskunft gaben; Protokolle, die eingehalten werden mussten; Zuständigkeiten, die verwirrten. Die Familie fühlte

sich manchmal ausgeschlossen von dem Prozess, der doch ihr Leben betraf. Sie forderte Transparenz, aber die Institutionen arbeiteten nach Regeln, die nicht immer mit dem Tempo der Trauer übereinstimmten.

„Wir brauchen Zugang zu den Informationen“, sagte der Vater in einem Gespräch mit einem Beamten. „Wir sind die Familie. Wir haben ein Recht zu wissen.“

„Sie werden informiert“, antwortete der Beamte. „Sobald es etwas Verwertbares gibt.“

„Sobald“, wiederholte der Vater, und in seinem Ton lag eine Mischung aus Misstrauen und Erschöpfung.

Trotz aller Widrigkeiten gab es kleine Fortschritte. Ein Video wurde klarer, ein Zeuge erinnerte sich an ein Detail, das zuvor übersehen worden war. Jeder Fortschritt war ein Tropfen in einem großen Meer, aber Tropfen summieren sich. Die Suche war kein geradliniger Weg; sie war ein Geflecht aus Versuchen, Irrtümern, Korrekturen und erneuten Anläufen.

30

Eines Abends, als die Lichter der Stadt wie verstreute Sterne aufgingen, saßen die Freundinnen zusammen, müde, die Augen schwer. Jinda zog ein Blatt Papier hervor, auf dem sie eine Liste geschrieben hatte: Orte, die noch abgesucht werden mussten; Menschen, die noch befragt werden sollten; Aufgaben, die verteilt werden konnten. Es war eine kleine Ordnung inmitten des Chaos.

„Wir machen weiter“, sagte Jinda. „Morgen früh. Früh.“
„Bis dahin schlafen wir ein wenig“, antwortete Sarya. „Nur ein wenig.“

Die Suche war mehr als die Summe ihrer Teile. Sie war ein Akt des Erinnerns, ein Versuch, das Verschwinden nicht als endgültiges Schweigen zu akzeptieren. Jeder Schritt, jede Lampe, jede Stimme, die rief, war ein Widerstand gegen das Vergessen. Und während die Nacht die Stadt umhüllte, gingen Menschen weiter, suchten, tasteten, hofften — weil Hoffnung manchmal die einzige Waffe ist, die bleibt.

7 - Gerüchte

„Hast du das gehört?“

„Was denn?“

„Man sagt, sie sei...“

„Hör auf.“

31

Gerüchte begannen wie kleine Funken und wurden schnell zu Flammen. Sie krochen durch die Stadt, fanden Ritzen in Gesprächen, setzten sich in die Pausen zwischen Sätzen. In den Cafés, an den Bushaltestellen, in den Friseurläden — überall wurde gemurmelt, gedeutet, ergänzt. Ein Wort reichte, und die Geschichte nahm eine neue Richtung; ein Blick, und ein Detail wurde zur Gewissheit.

Die Freundinnen spürten das wie einen Druck. Jinda las Kommentare unter einem Online-Artikel und schlug das Handy mit der flachen Hand auf den Tisch. „Sie schreiben Dinge, die nicht stimmen“, sagte sie. „Sie erfinden Szenen.“ „Die Leute brauchen Erklärungen“, antwortete Sarya. „Wenn es keine gibt, füllen sie die Lücken.“

Die Gerüchte waren nicht neutral; sie hatten Gesichter, Stimmen, Absichten. Manche waren aus Angst geboren,

andere aus Bosheit, wieder andere aus dem Bedürfnis, Teil einer Geschichte zu sein. Ein alter Bekannter, der früher in der Stadt gearbeitet hatte, erzählte in der Teestube von einem Auto, das spät gefahren sei. Ein Händler behauptete, er habe jemanden gesehen, der nicht zu der Beschreibung passte. Ein anonymer Kommentar in einem Forum nannte Namen, die niemand zuvor laut ausgesprochen hatte.

„Wer hat das gesagt?“ fragte die Mutter, als Jinda ihr von einem neuen Gerücht berichtete.

„Jemand online“, sagte Jinda. „Kein Name. Viele Worte.“

„Dann ist es nichts“, sagte die Mutter, doch ihre Stimme zitterte.

Gerüchte veränderten die Wahrnehmung der Menschen. Blicke wurden misstrauischer, Türen schlossen sich schneller, Gespräche wurden vorsichtiger. Die Nachbarin, die früher freundlich begrüßt hatte, blieb nun stehen, als würde sie überlegen, ob sie die Familie ansprechen dürfe. Ein Kommilitone, der früher oft mit Gülistan in der Bibliothek saß, wich Blicken aus, als fürchtete er, durch Nähe in etwas hineingezogen zu werden, das er nicht verstand.

32

„Warum reden die Leute so?“ fragte Sarya, als sie zusammen auf dem Dach saßen und die Stadt unter ihnen wie ein Kartenbild lag.

„Weil es einfacher ist, eine Geschichte zu haben als die Leere auszuhalten“, sagte Jinda. „Leere macht Angst.“

Die Medien trugen ihren Teil bei. Manche Berichte waren vorsichtig, andere reißerisch. Schlagzeilen, die mehr Fragen stellten als Antworten gaben, verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. Interviews wurden geführt, Statements eingeholt, und oft genug wurden Halbwahrheiten als Fakten präsentiert.

Die Familie musste lernen, zwischen dem, was gesagt wurde, und dem, was wirklich war, zu unterscheiden — eine Aufgabe, die Kraft kostete.

„Wir müssen die Kontrolle über die Erzählung behalten“, sagte der Vater eines Abends, als er mit der Mutter die neuesten Artikel durchblätterte. „Nicht, weil wir die Wahrheit formen wollen, sondern weil wir verhindern müssen, dass Lügen sie ersticken.“

„Wie kontrolliert man das?“ fragte die Mutter. „Mit Worten? Mit Wut?“

Kontrolle war schwer. Die Stadt war ein Netz aus Stimmen, und jede Stimme konnte etwas verändern. Die Freundinnen organisierten Treffen, verfassten kurze Texte, in denen sie Gülistan als Mensch beschrieben — nicht als Schlagzeile, nicht als Gerücht. Sie verteilten Flyer mit Fotos, sammelten Erinnerungen, baten Menschen, ihre Geschichten zu teilen. Es war ein Versuch, das Bild zu retten, das langsam von Spekulationen übermalt wurde. 33

„Sie hat Gedichte geschrieben“, sagte eine Freundin in einem Video, das sie online stellten. „Sie hat uns Geschichten erzählt. Sie war nicht nur ein Name.“

„Wir müssen sie so zeigen, wie sie war“, sagte Jinda in die Kamera. „Nicht wie die Gerüchte sie malen.“

Doch nicht alle Reaktionen waren solidarisch. Einige nutzten die Unsicherheit, um eigene Agenden zu verfolgen. Ein Lokalpolitiker, der Aufmerksamkeit suchte, stellte Fragen in einer Pressekonferenz, die mehr auf Provokation als auf Aufklärung zielten. Ein Blogger schrieb lange Beiträge, die Vermutungen als mögliche Szenarien präsentierten. Die

Grenze zwischen öffentlichem Interesse und Voyeurismus verwischte.

„Es ist, als würde man uns zerschneiden“, sagte Sarya einmal, die Stimme rau vor Erschöpfung. „Jedes Stück wird herumgereicht, und jeder meint, er dürfe es anfassen.“

„Wir müssen laut bleiben“, antwortete Jinda. „Nicht nur mit Fragen, sondern mit dem, was wir wissen. Mit dem, was wir erinnern.“

Inmitten der Gerüchte gab es kleine, stille Gegenakte: Menschen, die nicht mitredeten, sondern handelten. Eine Lehrerin organisierte eine Liste mit Freiwilligen, die bei der Suche halfen; ein Bäcker brachte Brot für die, die nachts patrouillierten; eine Gruppe Studierender sammelte Spenden für die Familie. Diese Gesten waren kein Ersatz für Antworten, aber sie waren ein Zeichen, dass nicht alle Stimmen destruktiv waren. 34

„Danke“, sagte die Mutter einmal zu einer Frau, die ihr eine Tasse Tee reichte. „Danke, dass du nicht geredet hast, sondern geholfen.“

„Manchmal ist Schweigen ein Akt der Menschlichkeit“, antwortete die Frau.

Die Gerüchte hatten eine weitere Wirkung: sie setzten die Menschen unter Druck, Position zu beziehen. Wer schweigen wollte, wurde verdächtigt, wer Fragen stellte, wurde als aufdringlich empfunden. Die Freundinnen spürten, wie die Gemeinschaft sich veränderte — nicht nur in ihrer Haltung gegenüber der Vermissten, sondern in der Art, wie sie miteinander umgingen.

„Wir dürfen uns nicht zerstreiten“, sagte Jinda eines Abends.

„Nicht jetzt.“

„Aber die Stimmen sind laut“, sagte Sarya. „Und laut ist oft falsch.“

Am Ende des Kapitels blieb die Stadt ein Ort voller Stimmen. Einige flüsterten, andere schrien, wieder andere schwiegen. Die Gerüchte zogen ihre Kreise, und die Menschen, die zurückblieben, mussten entscheiden, wie sie damit umgehen wollten: ob sie sich von ihnen leiten ließen oder ob sie gegen sie ansprachen — mit Erinnerungen, mit Taten, mit dem einfachen, beharrlichen Aussprechen eines Namens.

8 - Spuren

35

„Das Telefon hat um 22:14 Uhr ein Signal gesendet.“

„Welcher Mast?“

„Der nahe der Brücke. Genau dort, wo der Weg zum Fluss führt.“

„Notiert. Wir sichern alles.“

Die Worte kamen nüchtern, technisch, und doch lösten sie etwas in der Gruppe aus, das nicht nur mit Daten zu tun hatte: Hoffnung, die sich an Zahlen klammerte. Technik gab der Ungewissheit eine Form; sie bot Koordinaten, Zeitstempel, Pixel, die man vergrößern konnte. Für einen Moment schien die Welt wieder greifbar.

Die Forensiker arbeiteten mit einer Präzision, die fast rituell wirkte. Handschuhe, Pinzetten, sterile Beutel. Jeder Fund wurde fotografiert, nummeriert, katalogisiert. Ein Stück Stoff, blau, mit einem feinen Muster — vielleicht ein Schal. Ein einzelner Schuhabdruck im Schlamm, halb verwischt,

aber noch lesbar. Ein Haarfaden, der an einem Zweig hing. Die Gegenstände lagen auf Tischen wie Relikte, und die Menschen, die sie betrachteten, versuchten, aus ihnen Geschichten zu lesen.

„Das ist ihr Schal“, sagte Jinda, als sie das Foto sah.

„Bist du sicher?“ fragte Sarya.

„Ich habe ihn ihr oft getragen gesehen. Das Muster stimmt.“

Sicherheit war selten in diesen Tagen. Meistens gab es nur Wahrscheinlichkeiten, Hypothesen, die sich mit jedem neuen Detail verschoben. Die Polizei schickte Proben ins Labor, forderte Abgleiche an, wartete auf Ergebnisse, die Tage dauern konnten. Tage, die sich wie Wochen anfühlten.

Die digitalen Spuren waren ein anderes Feld. Standortdaten, Verbindungsprotokolle, kurze Nachrichten, die in der Hektik der Nacht gesendet worden waren. Ein Techniker saß vor mehreren Bildschirmen, zog Zeitfenster auf, zoomte in Karten, verglich Masten. Manchmal sprangen Signale, manchmal gab es Lücken. Die Technik war mächtig, aber nicht allmächtig.

„Das Signal springt zwischen zwei Masten“, erklärte der Techniker. „Das kann an der Topographie liegen, an Gebäuden, an der Bewegung des Geräts.“

„Also keine eindeutige Position?“ fragte der Ermittler.

„Nicht ohne weitere Daten.“

Die Suche nach Spuren war eine Arbeit der kleinen Schritte. Ein Hinweis führte zum nächsten, ein Widerspruch verlangte Klärung. Augenzeugen wurden erneut befragt, Überwachungsvideos aus Cafés und Läden in der Umgebung gesichtet. Manche Aufnahmen zeigten nur verschwommene Silhouetten, andere lieferten klare Sequenzen, die Minuten

und Sekunden zählten. Aus Pixeln wurden Bewegungen, aus Bewegungen mögliche Wege.

„Hier ist eine Aufnahme“, sagte ein Ermittler und legte ein Tablet auf den Tisch. „22:12 Uhr. Eine Gestalt geht die Straße entlang. 22:15 Uhr — ein Auto fährt vorbei.“

„Kann man das Kennzeichen erkennen?“ fragte der Vater, der inzwischen oft bei den Ermittlern war.

„Nicht eindeutig. Wir versuchen, die Bildqualität zu verbessern.“

Die Verbesserung von Bildern ist eine Kunst und eine Wissenschaft zugleich. Spezialisten arbeiteten mit Algorithmen, mit Filtern, mit Geduld. Manchmal gelang es, Konturen zu schärfen; manchmal blieb nur Rauschen. Für die Angehörigen war jede verbesserte Aufnahme ein Moment der Hoffnung — und der Angst. Hoffnung, weil etwas sichtbar wurde; Angst, weil das Sichtbare Fragen aufwarf, die schwer zu beantworten waren.

37

Physische Spuren führten die Suchenden an Orte, die zuvor unscheinbar gewesen waren: eine Böschung am Fluss, ein verlassener Schuppen, ein Feldweg, der hinter Büschen verschwand. Dort, wo die Stadt auf die Natur traf, verwischten sich die Spuren schneller. Regen, Tiere, Menschen — alles konnte Hinweise verändern oder zerstören. Die Suchtruppe arbeitete gegen die Zeit, gegen die Elemente, gegen das Vergessen.

„Hier sind Fußspuren, die in Richtung des alten Steinbruchs führen“, sagte ein Freiwilliger. „Sie sind frisch.“ „Markiert sie“, antwortete der Leiter. „Wir brauchen Fotos, Maße, Abstand zueinander. Und wir sichern Proben vom Boden.“

Die Proben wurden in kleinen Behältern gesammelt, etikettiert, in Kühlboxen gelegt. In den Laboren wurden sie analysiert: Fasern, Bodenpartikel, mögliche DNA-Spuren. Wissenschaftliche Sprache füllte die Räume: Kontamination, Kontrolleextrakte, Referenzproben. Für die Angehörigen war das Vokabular fremd und zugleich tröstlich; es bedeutete, dass etwas geschah, dass die Suche nicht nur aus Rufen und Hoffen bestand, sondern aus Arbeit.

„Wenn wir DNA finden, können wir Abgleiche machen“, sagte ein Forensiker. „Aber das ist kein schneller Prozess. Wir müssen sauber arbeiten.“

„Wir haben Zeit nicht“, flüsterte die Mutter, die neben ihm stand.

Die Stadt selbst barg Spuren, die nicht in Laboren landeten: Blicke, Gespräche, kleine Gesten. Ein Ladenbesitzer erinnerte sich plötzlich an eine Frau, die in jener Nacht ein Paket abgeholt hatte; eine Nachbarin sagte, sie habe ein Auto gesehen, das langsamer fuhr als sonst. Solche Erinnerungen waren brüchig, wandelbar, doch sie fügten sich zu einem Netz, das die Ermittler zu entwirren versuchten. 38

„Ich habe ein Foto von der Brücke gemacht“, sagte ein Student, der in der Nähe wohnte. „Ich habe es gestern Abend hochgeladen. Vielleicht ist etwas drauf.“

„Schick es uns“, sagte der Ermittler. „Jedes Bild kann helfen.“

Die digitale Welt war ein Reservoir von Möglichkeiten. Social-Media-Posts, Standortfreigaben, Nachrichtenverläufe — alles konnte Hinweise enthalten. Doch die Flut an Daten war auch eine Herausforderung: zu viel Material, das geprüft werden musste; viele falsche Fährten, die Zeit und Energie kosteten. Die Ermittler mussten Prioritäten setzen,

entscheiden, welche Spuren verfolgt wurden und welche nicht.

„Wir müssen systematisch vorgehen“, sagte der leitende Ermittler in einer Besprechung. „Keine Panik, keine voreiligen Schlüsse. Jeder Hinweis wird geprüft, aber wir arbeiten nach Prioritäten.“

„Prioritäten“, wiederholte Jinda, als sie später mit Sarya sprach. „Was, wenn die Prioritäten falsch sind?“

Die Frage blieb offen. Prioritäten sind menschliche Entscheidungen, beeinflusst von Ressourcen, Druck, Emotionen. Die Familie spürte den Druck der Zeit, die Medien spürten die Notwendigkeit von Neuigkeiten, die Öffentlichkeit forderte Antworten. In diesem Spannungsfeld arbeiteten die Ermittler, oft mit dem Gefühl, dass jede Entscheidung Folgen hatte.

39

Es gab auch Momente, in denen Spuren zu neuen Erkenntnissen führten. Ein Zeuge erinnerte sich an ein Gespräch, das er in der Nacht gehört hatte; ein Überwachungsvideo zeigte eine Person, die zuvor nicht bemerkt worden war. Solche Momente brachten Bewegung in die Ermittlungen, öffneten neue Wege, die verfolgt werden konnten. Doch jeder neue Weg brachte auch neue Fragen.

„Warum war die Person dort?“ fragte Sarya, als sie eine Aufnahme sah.

„Vielleicht war sie zufällig da“, sagte Jinda. „Vielleicht nicht. Wir wissen es nicht.“

Die Ungewissheit blieb der ständige Begleiter. Spuren sind Hinweise, keine Antworten. Sie zeigen Möglichkeiten auf, sie öffnen Szenarien, sie schließen andere aus. Die Arbeit bestand darin, aus einem Mosaik von Fragmenten ein Bild zu formen, das so vollständig wie möglich war.

In den Nächten, wenn die Suchtrupps ruhten und die Lichter der Stadt gedämpfter wurden, saßen einige der Helfer am Flussufer. Sie sprachen leise, teilten Tee, zählten die Stunden. Manchmal wurde gelacht, oft wurde geschwiegen. Die Spuren, die sie fanden, waren nicht nur Beweise; sie waren auch Zeugnisse eines Lebens, das plötzlich in Frage stand.

„Wir finden sie“, sagte Jinda eines Abends, die Stimme fest, obwohl die Augen müde waren.

„Wir müssen sie finden“, antwortete Sarya. „Für sie. Für uns.“

Die Suche nach Spuren war ein Kampf gegen das Verschwinden. Jeder Fund war ein Schritt, jeder Hinweis ein Atemzug. Und während die Stadt weiterging, mit ihren Einkäufen, ihren Streitereien, ihren Festen, arbeiteten Menschen im Verborgenen daran, die Lücken zu füllen, die das Schweigen gerissen hatte. Spuren führten nicht immer zur Wahrheit, aber ohne sie blieb nur das Nichts. 40

9 - Stimmen

„Erzähl uns von ihr.“

„Was willst du hören?“

„Alles. Wie sie lachte. Wie sie ging. Wie sie war.“

Die Bitte war einfach, fast naiv, und doch trug sie die Schwere von Monaten. In einem kleinen Saal der Gemeindehalle hatten sich Menschen versammelt: Freundinnen, Nachbarinnen, Kommilitoninnen, ein paar Lehrende, die Gülistan gekannt hatten. Auf einem Tisch lagen Fotos,

Notizbücher, ein paar Gedichte, die sie geschrieben hatte. Die Luft roch nach Kaffee und Kerzenwachs; Stimmen mischten sich mit dem leisen Rascheln von Papier.

„Sie hat immer laut gelacht“, sagte eine Frau und lachte leise, als würde das Aussprechen die Erinnerung wieder lebendig machen. „So, dass man nicht anders konnte, als mitzulachen.“

„Sie hat Gedichte geschrieben“, fügte ein junger Mann hinzu.

„Kurze, scharfe Zeilen. Sie hat Wörter wie Messer benutzt — und dann wie Pflaster.“

„Sie hat mir einmal ein Bild gemalt“, sagte ein Kommilitone.

„Ein Baum, der in zwei Richtungen wuchs. Sie sagte, das sei das Leben.“

41

Die Stimmen fügten sich zu einem Mosaik. Jede Erzählung war ein Stein, unvollständig allein, doch zusammen ergaben sie ein Bild, das mehr war als die Summe seiner Teile. Manche Erinnerungen waren klar: das Lachen, das Gedicht, die Skizze. Andere waren unscharf, getränkt von Zeit und Schmerz: ein Blick, ein Satz, ein Moment, der plötzlich Bedeutung gewann.

„Sie hat die Augen geschlossen, wenn sie nachdachte“, sagte Jinda. „Als würde sie die Welt innen ordnen, bevor sie etwas sagte.“

„Und sie hat immer Notizen gemacht“, ergänzte Sarya.

„Kleine Ränder voller Wörter. Manchmal fand ich Zettel in ihren Taschen, mit halben Sätzen, die wie Versprechen klangen.“

In Amed sammelten sich Menschen, die Gülistan kannten. Alte Lehrer, die sie in der Schule gehabt hatten, Nachbarinnen, die sie beim Einkaufen gesehen hatten, Kinder, die mit ihr gespielt hatten. Sie brachten Fotos, erzählten Anekdoten, lachten und weinten in einem Atemzug. Die Familie saß zusammen, hielt die Hände, und wenn jemand sprach, nickten sie, als würden die Worte die Lücken füllen, die das Verschwinden gerissen hatte.

„Erzähl uns von dem ersten Mal, als sie auf der Bühne stand“, bat eine Frau, die in der Stadt kleine Lesungen organisierte.

„Sie war furchtlos“, sagte die Mutter. „Sie hat die Stimme erhoben, und plötzlich war der Raum größer. Wir haben alle gestaunt.“

„Sie hat uns Mut gemacht“, sagte der Vater leise. „Nicht mit großen Reden, sondern mit dem, wie sie war.“

42

Die Stimmen waren nicht nur Erinnerung; sie waren Widerstand. In einer Zeit, in der Gerüchte und Spekulationen die Oberhand gewinnen konnten, war das Erzählen ein Akt der Bewahrung. Wer sprach, setzte ein Zeichen: Hier war ein Leben, das mehr war als ein Ereignis in den Nachrichten. Wer erzählte, verlangte, dass dieses Leben in seiner ganzen Komplexität gesehen wurde.

„Sie hat uns Geschichten geschickt“, sagte Jinda. „Manchmal nur ein Satz, manchmal ein Foto. Sie hat uns daran erinnert, dass wir Menschen sind, nicht nur Rollen.“

„Und sie hat uns gezwungen, zuzuhören“, fügte Sarya hinzu. „Nicht nur zu reden, sondern wirklich zuzuhören.“

Es gab Momente, in denen die Stimmen brüchig wurden. Ein Onkel, der kaum sprach, stand auf und erzählte von einem Nachmittag, an dem Gülistan ihm geholfen hatte, ein altes

Radio zu reparieren. Er lachte, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Eine Nachbarin sprach von einem Kuchen, den Gülistan einmal mitgebracht hatte, und wie die Kinder im Hof darum gestritten hatten, wer das größte Stück bekam. Solche kleinen Geschichten waren wie Anker; sie hielten das Bild eines Menschen fest, der in den alltäglichen Gesten lebte.

„Ich erinnere mich an ihr Lächeln“, sagte eine Freundin.

„Nicht das große, sondern das, das nur für einen Moment kam, wenn sie etwas Schönes las.“

„Sie hat uns gezeigt, wie man die Welt mit Worten ordnet“, sagte ein Dozent. „Und wie man mit Worten heilt.“

Die Stimmen formten auch Fragen. Manche waren praktisch: Wer hatte zuletzt mit ihr gesprochen? Wer hatte sie gesehen? Andere waren tiefer, existenzieller: Wie geht man mit dem Ungewissen um? Wie bewahrt man ein Leben, wenn die Person fehlt? Die Antworten kamen nicht sofort; sie wurden in Gesprächen, in Briefen, in kleinen Ritualen gesucht.

„Wir sagen ihren Namen laut“, schlug Jinda vor. „Jeden Tag, an einem bestimmten Ort. Damit der Name nicht verschwindet.“

„Und wir sammeln ihre Texte“, sagte Sarya. „Wir machen ein Heft. Für die Familie. Für die, die sie kannten.“

„Und wir hören zu“, fügte die Mutter hinzu. „Wir hören den Stimmen, die sie beschreiben.“

Die Initiative nahm Gestalt an. Menschen boten an, Texte zu transkribieren, Fotos zu scannen, Gedichte zu sammeln. Eine kleine Gruppe begann, die Notizen aus Gülistans Heft zu ordnen, die Ränder zu entziffern, die halben Sätze zu vervollständigen. Es war eine Arbeit der Zärtlichkeit: sorgfältig, langsam, respektvoll. Jeder Fund wurde wie ein

Schatz behandelt, jede Zeile wie ein Beweis dafür, dass ein Leben Spuren hinterlässt.

„Sie hat einmal geschrieben: ‚Orte speichern, was wir vergessen‘“, las Jinda aus einem der Notizbücher vor.

„Vielleicht hat sie recht.“

„Dann müssen wir die Orte besuchen“, sagte Sarya. „Die Plätze, an denen sie war. Wir müssen die Geschichten an den Orten sammeln.“

So begannen sie, Orte aufzusuchen: die Bank am Fluss, das Dach der Bibliothek, die Buchhandlung, in der sie das letzte Mal gestanden hatte. An jedem Ort blieben sie eine Weile, sprachen leise, legten Fotos nieder, lasen Gedichte. Die Orte nahmen die Stimmen auf; sie wurden zu Zeugen, die das Erinnern stützten. Menschen, die vorbeikamen, blieben stehen, hörten zu, und manchmal erzählten auch sie etwas — eine kleine Beobachtung, ein Lächeln, ein Moment, der zuvor unbemerkt geblieben war.

44

„Es fühlt sich an, als würden wir ein Netz weben“, sagte eine Frau, die oft bei den Treffen half. „Ein Netz, das verhindert, dass das Leben ganz verschwindet.“

„Ein Netz aus Stimmen“, antwortete Jinda. „Und jedes Mal, wenn jemand spricht, wird es dichter.“

Die Stimmen waren nicht nur Trost; sie waren Forderung. Sie forderten, dass die Suche nicht aufhörte, dass die Institutionen arbeiteten, dass die Wahrheit nicht von Gerüchten erstickt wurde. In Versammlungen, in Briefen an Behörden, in Gesprächen mit Journalisten traten die Stimmen als Kollektiv auf: sie verlangten Transparenz, sie verlangten Respekt, sie verlangten, dass ein Mensch nicht zur bloßen Nachricht reduziert wurde.

„Wir wollen Antworten“, sagte die Mutter in einer Pressekonferenz, die sie mit Unterstützung der Freundinnen gab. „Aber wir wollen auch, dass man sie als Mensch sieht. Nicht nur als Fall.“

„Das ist unsere Forderung“, sagte Jinda. „Gerechtigkeit und Erinnerung.“

Am Ende des Abends, als die Lichter in der Halle gedimmt wurden und die letzten Tassen geleert waren, blieben einige sitzen. Sie sprachen leise, teilten Zigaretten, hielten sich an den Händen. Die Stimmen waren müde, aber bestimmt. Sie hatten an diesem Tag etwas geschaffen: einen Raum, in dem Erinnern möglich war, in dem ein Name nicht verstummte.

„Wir sagen ihren Namen“, flüsterte Sarya, und die anderen wiederholten ihn, als sei das Aussprechen selbst ein Ritual. 45
„Gülistan.“

„Gülistan“, antworteten die Stimmen, und das Wort blieb in der Luft hängen, nicht als Frage, sondern als Versprechen — dass man nicht schweigen würde, dass man nicht vergessen würde.

10 - Konfrontation

„Warum wurde das nicht früher geprüft?“

„Weil es kompliziert ist.“

„Kompliziert für wen?“

Die Fragen standen wie Pfeiler in der Luft und trugen eine Schwere, die sich nicht abschütteln ließ. Auf dem Platz vor dem Rathaus hatten sich Menschen versammelt; Plakate

schwankten im Wind, Stimmen überlagerten sich, und die Luft schmeckte nach kaltem Metall und heißem Atem. Die Menge war kein einheitlicher Körper, sie war ein Mosaik aus Wut, Sorge, Entschlossenheit und Müdigkeit.

Journalisten drängten sich an Absperrungen, Mikrofone reckten sich wie neugierige Finger. Ein Kamerateam filmte die Gesichter, die Schilder, die Hände, die sich zu Fäusten ballten. Jinda stand vorne, das Gesicht angespannt, die Stimme fest. „Wir fordern Transparenz“, rief sie. „Wir fordern Antworten. Nicht Ausreden.“

Ein Beamter trat vor, die Akten unter dem Arm, die Miene geübt neutral. „Wir arbeiten nach Protokoll“, sagte er. „Es gibt Abläufe, die eingehalten werden müssen.“

„Protokoll ist kein Ersatz für Menschlichkeit“, rief jemand aus der Menge.

46

Die Konfrontation war nicht nur auf der Straße; sie zog sich in die Büros, in die Verhörräume, in die Redaktionsstuben. In einem kühlen Raum mit fluoreszierendem Licht saßen Ermittler um einen Tisch, legten Karten aus, verglichen Zeitlinien. Die Sprache dort war sachlich, präzise, manchmal schneidend. „Wir müssen die Fakten sichern“, sagte der leitende Ermittler. „Keine voreiligen Schlüsse.“

„Fakten“, wiederholte Jinda später, als sie mit Sarya sprach.

„Für uns sind Fakten nicht nur Zahlen. Es sind Menschen, die fehlen.“

„Und Menschen haben Namen“, sagte Sarya. „Nicht nur Aktenzeichen.“

In den Vernehmungsräumen wurden Zeugen befragt. Manche Aussagen waren klar, andere widersprüchlich. Ein Mann, der in jener Nacht in der Nähe der Brücke gearbeitet hatte,

beschrieb eine Szene, die später von einem anderen Zeugen anders erinnert wurde. Die Ermittler notierten, prüften, hoben Augenbrauen. Die Widersprüche wurden nicht als Verrat empfunden, sondern als Teil eines Prozesses, der Wahrheit aus Unschärfe formen musste.

„Sie sah so aus“, sagte ein Zeuge.

„Wie genau?“ fragte der Ermittler.

„Ich weiß es nicht mehr. Es war dunkel.“

Die Medien machten aus Unschärfen Schlagzeilen. Manche Berichte stellten Fragen, die die Ermittlungen vorantrieben; andere schürten Misstrauen. In Talkshows wurden Experten eingeladen, die mit ruhiger Stimme über Verfahren sprachen, während draußen Menschen mit Kerzen standen und Namen riefen. Die Kluft zwischen der Sprache der Institutionen und der Sprache der Trauer wurde sichtbar, laut, schmerzhaft.

47

„Wir brauchen Ergebnisse“, sagte die Mutter in einem Interview, die Hände um ein Foto geklammert. „Nicht nur Worte.“

„Wir geben unser Bestes“, antwortete ein Sprecher der Behörde. „Aber wir müssen sorgfältig sein.“

Sorgfalt war ein Wort, das in den Ohren vieler wie Verzögerung klang. Die Freundinnen organisierten Mahnwachen, stellten Fragen in öffentlichen Foren, schrieben Briefe an Verantwortliche. Sie forderten, dass die Ermittlungen nicht in bürokratischen Schubladen verschwanden. „Wenn die Institutionen langsam sind, dann machen wir Druck“, sagte Jinda. „Nicht aus Misstrauen, sondern aus Liebe.“

Es gab Momente, in denen die Konfrontation in Dialog mündete. Ein Treffen zwischen Vertretern der Familie und

leitenden Ermittlern fand in einem kleinen Besprechungsraum statt. Die Luft war dicht vor unausgesprochenen Erwartungen. „Wir wollen wissen, was Sie wissen“, sagte der Vater ruhig. „Wir wollen nicht manipuliert werden.“

„Sie haben ein Recht auf Informationen“, antwortete der Ermittler. „Wir werden so transparent sein, wie es die Ermittlungen erlauben.“

Transparenz hatte Grenzen; manche Details durften nicht öffentlich werden, weil sie die Arbeit gefährdeten. Diese Grenzen wurden von der Familie oft als Mauern empfunden.

„Warum wird uns nicht alles gesagt?“ fragte die Mutter, die Stimme brüchig. „Wir sind die, die leiden.“

„Weil manche Informationen die Ermittlungen kompromittieren könnten“, erklärte der Ermittler. „Wir müssen Beweise schützen.“

48

Die Erklärung half selten. In der Stadt wuchs das Gefühl, dass Institutionen und Menschen in verschiedenen Sprachen sprachen — eine Sprache der Verfahren, eine Sprache der Gefühle. Die Freundinnen übersetzten, sie forderten, sie erinnerten. Sie organisierten öffentliche Lesungen, in denen Menschen Gülistans Texte vorlasen, und forderten gleichzeitig, dass die Behörden ihre Arbeit beschleunigten.

„Wir können nicht warten, bis die Welt uns vergisst“, sagte Jinda bei einer Kundgebung. „Wir müssen laut bleiben.“ „Lautsein ist Arbeit“, flüsterte Sarya, als sie später allein auf dem Dach saßen. „Es kostet Kraft, aber es hält uns wach.“

Konfrontation zeigte auch die Risse in der Gemeinschaft. Einige Nachbarn, die zuvor unterstützend gewesen waren, zogen sich zurück, aus Angst vor Verwicklungen. Andere nutzten die Situation, um alte Feindschaften auszutragen. In einem Lokal wurde ein Streit laut, als zwei Männer aufeinandertrafen und alte Vorwürfe wieder aufbrachen. Die Suche nach Wahrheit entblößte nicht nur Fakten, sondern auch alte Spannungen.

„Warum können wir nicht einfach zusammenstehen?“ fragte eine Frau, die bei den Mahnwachen half.

„Weil Zusammenstehen Arbeit ist“, antwortete ein älterer Mann. „Und Arbeit verlangt Mut.“

Inmitten der Auseinandersetzungen gab es kleine, menschliche Begegnungen: ein Polizist, der einer Suchenden eine Decke reichte; eine Journalistin, die nach der Sendung blieb, um zuzuhören; ein Anwalt, der unentgeltlich rechtliche Schritte erklärte. Diese Gesten waren keine Lösung, aber sie waren Brücken — zwischen Institutionen und Menschen, zwischen Protokoll und Mitgefühl. 49

Die Konfrontation war kein einmaliges Ereignis; sie war ein Prozess, der die Stadt veränderte. Sie zwang Menschen, Position zu beziehen, Verantwortung zu fordern, Fragen zu stellen, die unbequem waren. Sie zeigte, dass Gerechtigkeit nicht nur in Aktenordnern entsteht, sondern in der Öffentlichkeit, in der Beharrlichkeit derer, die nicht schweigen.

Am Abend, als die Kundgebung sich auflöste und die Menschen langsam nach Hause gingen, blieb ein Gefühl zurück, das weder Hoffnung noch Verzweiflung war, sondern etwas dazwischen: die Gewissheit, dass der Weg zur Wahrheit steinig sein würde, aber gegangen werden musste.

Jinda sammelte die Plakate ein, faltete sie sorgfältig, als wären sie Dokumente eines Schwurs.

„Wir geben nicht auf“, sagte sie leise.

„Wir geben nicht auf“, wiederholte Sarya, und das Versprechen klang wie ein Versprechen an die Stadt selbst — dass man nicht schweigen würde, bis Antworten gefunden waren.

11 - Geduld

„Wie lange noch?“

„So lange, wie es dauert.“

Die Frage war einfach, die Antwort schwer. Zeit dehnte sich wie Gummi in diesen Monaten; Tage wurden zu Schleifen, die sich kaum voneinander unterschieden. Morgens begann mit dem gleichen Ritual: Kaffee, Nachrichten, ein Blick auf die Liste mit Orten, die noch abgesucht werden mussten. Abends endete mit dem gleichen Ritual: Kerzen am Fenster, ein Foto, das man noch einmal betrachtete, bevor man es wieder in die Schachtel legte.

50

Die Ermittlungen arbeiteten in Schritten, die für Außenstehende langsam wirkten. Gutachten mussten erstellt, Proben analysiert, Zeugenaussagen abgeglichen werden. „Wir brauchen Geduld“, sagte ein Beamter in einem Gespräch, das live übertragen wurde. Geduld klang in seinem Mund wie ein Appell an Vernunft; für die Familie war es ein Wort, das die Leere nicht füllte.

„Geduld ist Arbeit“, sagte Sarya eines Abends, als sie mit Jinda auf dem Dach saß und die Stadt unter ihnen wie ein

Kartenbild lag. „Man muss sie aushalten, man muss sie organisieren.“

„Und man muss sie ertragen“, antwortete Jinda. „Geduld ist kein passives Warten. Sie ist ein ständiges Tun.“

Die Tage waren gefüllt mit kleinen, notwendigen Handlungen: Telefonate mit Anwälten, Treffen mit Ermittlern, das Sortieren von Nachrichten, das Antworten auf Mails von Journalisten. Es gab Formulare, die ausgefüllt werden mussten, Anträge, die gestellt wurden, und Briefe, die an Behörden gingen. Die Freundinnen übernahmen Aufgaben, die die Familie entlasteten: Flyer verteilen, Mahnwachen organisieren, Spenden koordinieren. Geduld wurde so zu einer kollektiven Anstrengung.

„Wir müssen strukturiert bleiben“, sagte Jinda bei einer Besprechung. „Wenn wir uns verlieren, verliert die Sache an Kraft.“

51

„Struktur hilft“, nickte Sarya. „Aber sie ersetzt nicht das Herz.“

Zwischen den Terminen gab es Momente, in denen die Zeit anders tickte: ein Anruf, der Hoffnung brachte; eine Nachricht, die enttäuschte; ein Fund, der geprüft werden musste. Jeder kleine Fortschritt war ein Tropfen, der die Durststrecke nicht beendete, aber sie erträglicher machte. Und doch blieb die Ungewissheit der ständige Begleiter — ein Schatten, der sich in die Tage schlich.

„Wir haben heute neue Ergebnisse bekommen“, sagte ein Ermittler eines Nachmittags und trat in den Raum, in dem die Familie wartete. Die Stimmen verstummten, Blicke richteten sich auf ihn. „Ein Abgleich läuft noch. Wir informieren Sie, sobald wir mehr wissen.“

„Sobald“, wiederholte die Mutter, und in ihrem Ton lag eine Mischung aus Hoffnung und Furcht.

Geduld bedeutete auch, mit Rückschlägen umzugehen. Manchmal führten Spuren ins Leere, manchmal erwiesen sich Hinweise als Fehlalarm. Solche Momente zogen die Kraft aus den Menschen. Sie saßen dann zusammen, sprachen leise, tranken Tee, und ließen die Stille zu. Die Stille war nicht immer leer; sie war ein Raum, in dem Trauer, Wut und Sorge nebeneinander existierten.

„Ich habe Angst, dass die Welt uns vergisst“, flüsterte die Mutter eines Abends.

„Wir vergessen nicht“, sagte Jinda. „Wir erinnern. Jeden Tag. Mit Namen, mit Taten, mit dem, was wir tun.“

Die Geduld der Gemeinschaft zeigte sich in kleinen, beständigen Gesten. Freiwillige kamen weiterhin, um zu helfen; Menschen brachten Decken, warme Suppen, Notizen mit Ermutigungen. Eine Lehrerin organisierte Nachhilfestunden für die Geschwister, damit sie nicht den Anschluss verloren. Ein Anwalt bot an, Protokolle zu prüfen. Diese Hilfe war kein Ersatz für Antworten, aber sie war ein Netz, das die Familie trug.

52

„Es ist erstaunlich, wie viele Menschen bleiben“, sagte der Vater einmal, als er mit Jinda durch die Straßen ging. „Man denkt, die Welt ist kalt — und dann sieht man, wie viele Hände reichen.“

„Hände reichen ist Arbeit“, antwortete Jinda. „Und Arbeit braucht Zeit.“

Die juristischen Schritte verlangten Geduld in einer anderen Form. Fristen mussten eingehalten, Anträge gestellt,

Gutachten abgewartet werden. Die Sprache der Justiz war präzise, oft schwer verständlich für jene, die in der Trauer standen. Ein Anwalt erklärte geduldig, welche Schritte möglich waren, welche Rechte die Familie hatte, welche Hürden noch zu nehmen waren. Die Familie hörte zu, stellte Fragen, notierte sich Dinge. Wissen wurde zu einer Waffe gegen Ohnmacht.

„Wir müssen informiert sein“, sagte die Mutter. „Nicht, um zu drängen, sondern um zu verstehen.“

„Verstehen ist ein Prozess“, sagte der Anwalt. „Und Prozesse brauchen Zeit.“

In den langen Nächten, wenn die Stadt ruhiger wurde, saßen die Freundinnen zusammen und schrieben. Sie sammelten Texte, ordneten Notizen, transkribierten Gedichte. Aus den Fragmenten entstand ein kleines Heft, das Gülistans Stimme bewahren sollte. Diese Arbeit war eine Form der Geduld: langsam, sorgfältig, liebevoll. Jedes Wort, das sie retteten, war ein Akt des Widerstands gegen das Vergessen.

53

„Wir machen ein Archiv“, sagte Sarya, als sie die Seiten zusammenlegte. „Für sie. Für uns. Für alle, die kommen werden.“

„Ein Archiv ist ein Versprechen“, antwortete Jinda. „Dass wir nicht aufhören zu erinnern.“

Geduld zeigte sich auch in der Art, wie die Freundinnen mit der Öffentlichkeit umgingen. Sie gaben Interviews, aber sie setzten Grenzen. Sie forderten Respekt, verlangten, dass die Person, um die es ging, nicht zur bloßen Schlagzeile reduziert wurde. Sie lernten, wie man laut bleibt, ohne sich zu

erschöpfen; wie man Forderungen stellt, ohne die eigene Kraft zu verlieren.

„Wir müssen unsere Energie einteilen“, sagte Jinda. „Sonst brennen wir aus.“

„Energie einteilen ist auch Geduld“, sagte Sarya. „Mit sich selbst.“

Die Monate veränderten die Menschen. Einige fanden Wege, mit der Ungewissheit zu leben; andere blieben im Wartestand gefangen. Beziehungen wurden geprüft, Prioritäten verschoben. Die Freundinnen lernten, dass Geduld nicht passiv ist: sie ist ein ständiges Tun, ein Planen, ein Erinnern, ein Aushalten. Geduld ist das, was bleibt, wenn die ersten Wellen der Empörung abgeklungen sind und die Arbeit beginnt, die lange dauert.

54

„Ich weiß nicht, wie lange wir das noch schaffen“, sagte die Mutter eines Morgens, die Augen gerötet vom Schlafmangel.

„Wir schaffen es, weil wir es schaffen müssen“, antwortete Jinda. „Und weil wir nicht allein sind.“

Am Rande der Stadt, am Flussufer, saßen Menschen an einem Abend und zündeten Kerzen an. Sie sprachen leise, legten Fotos nieder, lasen Gedichte. Die Flamme flackerte, der Wind spielte mit den Rändern der Bilder. Geduld war in diesen Momenten sichtbar: nicht als passives Warten, sondern als ein beharrliches Festhalten an einem Namen, an einer Erinnerung, an der Hoffnung, dass eines Tages Antworten kommen würden.

„Wir warten nicht nur“, sagte Sarya leise. „Wir arbeiten. Wir erinnern. Wir fordern.“

„Und wir lieben“, fügte Jinda hinzu. „Das ist vielleicht das Wichtigste.“

Die Zeit ging weiter, unaufhaltsam und gleichgültig. Doch in ihrem Lauf hatten die Menschen etwas geschaffen: eine Gemeinschaft, die nicht aufgab, eine Ordnung aus kleinen Handlungen, die zusammenhielten. Geduld war nicht das Ende der Geschichte; sie war der Weg, den sie gingen — Schritt für Schritt, Tag für Tag, mit dem Namen, der immer wieder ausgesprochen wurde, damit er nicht verschwand.

12 - Nachklang

„Was bleibt?“

„Die Namen.“

„Und die Fragen.“

Die Frage war nicht neu, und doch klang sie in diesem Raum anders — nicht mehr nur als Klage, sondern als Forderung. Die Monate hatten Spuren hinterlassen: Kerzenwachs auf dem Fensterbrett, Fotos in Rahmen, ein Notizbuch mit Eselsohren. Die Stadt hatte gelernt, dass ein Verschwinden nicht einfach verschwindet; es hinterließ ein Netz aus Stimmen, das sich langsam verdichtete.

Die Freundinnen hatten eine Routine entwickelt. Morgens trafen sie sich, sortierten Post, beantworteten Nachrichten, organisierten Treffen. Nachmittags gingen sie an die Orte, die Gülistan oft besucht hatte: die Bank am Fluss, das Dach der Bibliothek, die Buchhandlung mit dem schiefen Regal. An jedem Ort legten sie etwas nieder — ein Blatt, ein Gedicht, ein Foto — und sprachen leise. Diese Rituale waren keine

Ersatzhandlungen; sie waren eine Art, das Leben zu bewahren, das plötzlich in Frage stand.

„Wir sammeln ihre Texte“, sagte Sarya, als sie an einem Tisch saßen und die Seiten ordneten. „Wir machen ein Heft. Für die Familie. Für die, die sie kannten.“

„Und für die, die kommen werden“, ergänzte Jinda. „Damit man weiß, wer sie war.“

Die Initiative wuchs. Menschen, die sie kaum kannten, brachten Beiträge: ein Gedicht, das Gülistan inspiriert hatte; eine Zeichnung, die ein Kind im Hof gemalt hatte; eine kurze Notiz eines Lehrers, der ihre Neugier gelobt hatte. Aus den Fragmenten entstand ein kleines Archiv — handschriftlich, digital, lebendig. Es war kein Ersatz für Antworten, aber es war ein Widerstand gegen das Vergessen.

56

Die Familie nahm die Arbeit an. Die Mutter las die Texte, die Augen feucht, und lächelte manchmal, als fände sie in den Worten ein Stück Tochter zurück. Der Vater half beim Sortieren der Fotos, seine Hände ruhig, präzise, wie einst in der Werkstatt. Die Geschwister klebten Bilder in Alben, lachten über Anekdoten und weinten über die Lücken. Das Erinnern wurde zur täglichen Arbeit, zur Pflicht und zum Trost zugleich.

„Manchmal denke ich, wir bauen ein Denkmal aus Papier“, sagte die Mutter eines Abends, als sie zusammen am Tisch saßen. „Aber Papier ist besser als Schweigen.“

„Papier atmet“, antwortete Jinda. „Es trägt Stimmen weiter.“

Die Initiative ging über das Persönliche hinaus. Die Gruppe organisierte Lesungen, kleine Veranstaltungen, bei denen Menschen Gülistans Texte vortrugen und eigene Erinnerungen teilten. Die Veranstaltungen waren schlicht: ein Stuhl, ein Mikrofon, ein Glas Wasser. Doch die Wirkung war groß. Fremde kamen, setzten sich, hörten zu, und manchmal erzählten auch sie etwas — eine Beobachtung, ein Lächeln, ein Moment, der zuvor unbemerkt geblieben war. Die Stadt begann, Gülistan in ihren Alltag einzuschreiben, nicht als Schlagzeile, sondern als Teil des kollektiven Gedächtnisses.

„Erinnern ist Arbeit“, sagte eine Frau nach einer Lesung. „Es kostet Zeit und Mut.“

„Und es ist Gerechtigkeit in kleinen Dosen“, fügte ein Mann hinzu. „Weil es dem Leben Gewicht gibt.“

57

Die juristischen und polizeilichen Schritte liefen weiter, oft unsichtbar für die Öffentlichkeit. Es gab Fortschritte, Rückschläge, stille Tage, an denen nichts Neues gemeldet wurde. Die Familie lernte, mit diesen Rhythmen zu leben: Hoffnung, Prüfung, Warten. Sie forderten Transparenz, blieben hartnäckig, aber sie gaben auch Raum für die Arbeit, die Zeit brauchte.

„Wir müssen die Balance finden“, sagte der Vater einmal.

„Zwischen Drängen und Vertrauen in die Arbeit.“

„Balance ist schwer“, antwortete Jinda. „Aber wir versuchen es.“

Die Freundinnen halfen, die Öffentlichkeit wachzuhalten, ohne die Familie zu überfordern. Sie organisierten Mahnwachen, aber auch stille Gedenkort. Sie sprachen mit Journalisten, setzten Grenzen, erklärten, was geteilt werden durfte und was nicht. Es war eine Gratwanderung: die

Notwendigkeit, Druck zu machen, und der Wunsch, die Würde der Vermissten zu schützen.

„Wir sagen ihren Namen laut“, sagte Sarya oft. „Nicht als Forderung allein, sondern als Versprechen.“

„Damit er nicht in der Flut der Nachrichten untergeht“, ergänzte Jinda. „Damit er bleibt.“

Langsam veränderte sich die Stadt. Manche Blicke wurden weicher, manche Türen blieben offen. Menschen, die zuvor nur vorbeigegangen waren, blieben stehen, lasen Flyer, fragten nach. In Schulen wurden Gespräche über Verantwortung und Solidarität geführt; in Cafés hingen kleine Zettel mit dem Namen; in der Buchhandlung lag das Heft mit Gülistans Texten auf dem Tresen. Erinnerung wurde Teil des Alltags, nicht als Last, sondern als Verpflichtung.

58

Es gab auch Widerstand. Einige wollten, dass die Dinge schnell vergessen würden, damit das Leben „normal“ weitergehen konnte. Andere fürchteten, dass die Aufmerksamkeit politische Wellen schlagen könnte, die sie nicht wollten. Diese Spannungen waren real; sie zeigten, wie unterschiedlich Menschen mit Verlust und Unsicherheit umgehen. Doch die Mehrheit blieb: Menschen, die Kerzen brachten, die Hände reichten, die hörten.

„Nicht alle werden bleiben“, sagte die Mutter einmal. „Aber die, die bleiben, sind genug.“

„Genug, um eine Geschichte zu tragen“, antwortete Jinda.

Die Monate wurden zu Jahren. Die Suche veränderte ihre Form: von der akuten Suche nach Spuren zu einer dauerhaften Forderung nach Aufklärung und Prävention. Die Initiative wandelte sich in eine kleine Organisation, die

Familien unterstützte, die Ähnliches erlebten. Sie bot Beratung an, sammelte Ressourcen, vernetzte Menschen. Aus persönlichem Schmerz wurde kollektives Handeln.

„Wir wollten nicht Aktivistinnen werden“, sagte Sarya in einem Interview. „Wir wollten eine Freundin zurück.“

„Aber manchmal wird Trauer zur Aufgabe“, ergänzte Jinda.

„Und aus Aufgaben entstehen Dinge, die größer sind als wir.“

An einem stillen Abend, Jahre später, trafen sich einige der Freundinnen am Fluss. Der Wind war mild, die Lichter der Stadt spiegelten sich im Wasser. Sie setzten sich auf die Bank, legten ein kleines Heft zwischen sich — das Heft mit Gülistans Texten — und lasen leise. Die Worte klangen anders als zuvor: nicht nur als Zeugnisse eines Verlusts, sondern als Spuren eines Lebens, das weiterwirkte. 59

„Sie hat geschrieben: ‚Orte speichern, was wir vergessen‘“, sagte Jinda und strich mit dem Finger über eine Zeile.

„Vielleicht hat sie recht.“

„Dann haben wir die Orte besucht“, antwortete Sarya. „Und wir haben die Stimmen gesammelt.“

Die Mutter war nicht mehr so oft in der Stadt; sie blieb länger in Amed, kümmerte sich um den Hof, pflanzte einen Baum, wie sie es einst versprochen hatten. Der Vater arbeitete weiter in der Werkstatt, seine Hände ruhig, seine Schritte gemessen. Die Geschwister wuchsen, fanden Wege, das Leben zu leben, das ihnen blieb. Die Familie lernte, dass Trauer kein Zustand ist, sondern ein Begleiter, der sich verändert, wenn man ihn mit anderen teilt.

„Wir haben nicht alle Antworten“, sagte die Mutter eines Tages, als sie zusammen saßen. „Aber wir haben einander.“

„Und das ist viel“, sagte Jinda. „Mehr, als wir am Anfang gedacht hätten.“

Der Nachklang war kein Ende; er war ein Weitertragen. Er forderte Erinnerung, Wachsamkeit und die Bereitschaft, Fragen zu stellen, auch wenn Antworten schwer zu finden sind. Er forderte, dass Namen nicht zu Schlagzeilen verkommen, sondern zu Geschichten, die Menschen formen. Und er zeigte, dass aus persönlichem Schmerz kollektive Verantwortung wachsen kann.

Am Ufer des Flusses, wo das Wasser die Stadt umarmte, legten Menschen Blumen nieder, lasen Gedichte, sagten Namen. Manchmal kamen Fremde, setzten sich, hörten zu, und gingen mit einem Gefühl, das schwer zu benennen war: Anteilnahme, vielleicht, oder die Erkenntnis, dass Erinnerung Arbeit ist, die alle angeht. 60

„Wir haben dich nicht vergessen“, flüsterte Jinda eines Abends in den Wind.

„Wir tragen dich weiter“, antwortete Sarya, und die Worte wurden vom Fluss aufgenommen, getragen, weitergegeben — nicht als letzte Botschaft, sondern als Versprechen, das bleibt.

13 - Die Jahre der Schatten

Gülistan war 21 Jahre alt, Studentin der Kinderentwicklung im zweiten Semester an der Munzur-Universität in Dersim.

Doch die Geschichte begann nicht an jenem Wintermorgen, an dem sie verschwand. Sie begann viel früher, in einem Moment, der sich nicht datieren lässt, weil er kein Ereignis war, sondern eine Haltung. Eine Haltung, die aus der Ferne kam – aus den langen Korridoren der Hauptstadt, aus Büros, in denen Landkarten hingen, auf denen Dersim nicht als Heimat erschien, sondern als Verwaltungsbezirk.

Als der neue Gouverneur in die Stadt kam, trug er diese Haltung wie einen unsichtbaren Mantel. Er war ein Mann aus Ankara, ein Sunnit, ein Vertreter eines Staates, der diese Berge seit Jahrzehnten nicht verstand und vielleicht auch nicht verstehen wollte. Für ihn war Dersim ein Auftrag, kein Ort. Ein Raum, der geordnet werden musste, nicht einer, der atmete.

Doch sein Sohn bewegte sich anders. Er sah die Stadt nicht durch die Augen seines Vaters. Er sah die Hügel, die sich wie schlafende Tiere aneinanderlegten. Er sah den Fluss, der im Sommer warm und im Winter schwarz war. Und er sah sie – die junge Frau, die Raa-Heq-Folgerin, deren Welt aus Liedern bestand, die im Kreis gesungen wurden, aus Geschichten, die nicht geschrieben, sondern weitergegeben wurden, aus einer Spiritualität, die nicht in Moscheen, sondern in Herzen lebte.

Zwischen ihnen entstand etwas, das niemand geplant hatte. Eine Nähe, die nicht laut war, nicht trotzig, sondern leise. Eine Nähe, die in einer Stadt wie dieser immer schon mehr bedeutete als nur ein Gespräch. Und irgendwann, in einem Moment, der später wie ein Schicksalspunkt erschien, wurde aus dieser Nähe ein Geheimnis, das größer war als beide: eine Schwangerschaft.

Als sie es ihm sagte, veränderte sich die Luft. Nicht zwischen ihnen – sondern über ihnen. Etwas Unsichtbares spannte sich über die Stadt, ein Druck, der nicht von den Menschen kam, sondern von der Macht, die über ihnen stand. Für den Vater des Jungen war diese Verbindung ein Fehler, der nicht existieren durfte. Nicht wegen der beiden jungen Menschen, sondern wegen allem, was sie verkörperten: die Möglichkeit, dass zwei Welten sich berühren könnten, die nie füreinander bestimmt waren.

Sie war eine Raa-Heq-Folgerin, geboren in der weiten Ebene von Amed und in den Bergen von Dersim zu Hause geworden – eine Tochter jener alten Gemeinschaft, die ihre Spiritualität, ihre Sprache und ihre Wunden über Jahrhunderte hinweg bewahrt hatte. Er war Sunnit, Sohn eines Mannes, der in dieser Stadt nicht als Nachbar gesehen wurde, sondern als Vertreter einer Ordnung, die über die Köpfe der Menschen hinweg entschied. 62

Für den türkischen Gouverneur war sie nicht nur eine Kurdin und eine Studentin. Sie war ein Symbol. Ein Risiko. Eine Grenze, die nicht überschritten werden durfte.

Was danach geschah, ist ein Raum aus Schatten. Manche sagen, es sei ein Streit gewesen. Andere sprechen von Drohungen, von Angst, von einem Moment, in dem etwas zerbrach, das nie hätte zerbrechen dürfen. Und wieder andere schweigen – nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus Furcht vor einer Wahrheit, die größer ist als ein einzelnes Schicksal.

Dann kam jener Morgen im Januar 2020, an dem sie verschwand. Die Stadt hielt den Atem an. Der Fluss schwieg. Die Berge schwiegen. Und die Behörden erklärten, fast

reflexhaft, es könne ein freiwilliges Verschwinden gewesen sein. Vielleicht ein Sprung. Vielleicht ein Entschluss.

Doch ihre Familie widersprach. Unermüdlich. Unbeirrbar. Sie kannten ihre Tochter. Sie kannten ihre Stimme, ihre Träume, ihre Ängste. Sie wussten, dass sie nicht einfach gegangen war.

Die Jahre vergingen. Die Akten wuchsen. Die Erklärungen der Behörden blieben dünn, brüchig, unvollständig. Doch die Stimmen, die zuerst leise gewesen waren, wurden lauter. Neue Zeugenaussagen tauchten auf. Digitale Spuren wurden neu ausgewertet. Berichte der Gendarmerie legten nahe, dass etwas geschehen war, das nicht in die erste Version der Geschichte passte.

Ende 2025 und Anfang 2026 veränderte sich alles. Die Staatsanwaltschaft weitete die Ermittlungen aus, ließ in mehreren Provinzen Überwachungen durchführen und stützte sich auf die Analysen eines spezialisierten Ermittlungsteams. Im Frühjahr kam es zu groß angelegten Operationen. Dreizehn Personen wurden festgenommen. Unter ihnen befand sich auch der Sohn des Gouverneurs – ein Schritt, der die jahrelang kursierenden Vorwürfe von Gewalt und Vertuschung erstmals in den Bereich offizieller Ermittlungen hob.

In den Akten fanden sich Aussagen, die von Festhalten, Bedrohung, sexualisierter Gewalt und Tötung sprachen. Andere sprachen von gelöschten Daten, verschwundenen Aufnahmen, von staatlichen Befugnissen, die genutzt worden sein sollen, um Spuren zu verwischen. Nichts davon war bewiesen – doch alles musste geprüft werden. Die Ermittler hielten fest, dass diese Aussagen nicht als Tatsachen gelten,

sondern als Hinweise, die einer gründlichen Überprüfung bedürfen.

Der Hauptverdächtige bestritt jede Verbindung zu der jungen Frau. Er erklärte, er habe sie nie gekannt, und bezeichnete die Vorwürfe als schwerwiegende Erfindungen. Dennoch ordnete die Staatsanwaltschaft Untersuchungshaft an – nicht als Urteil, sondern als Vorsichtsmaßnahme angesichts der Vielzahl an Verdachtsmomenten, die sich über die Jahre angesammelt hatten.

So entstand ein Bild, das zugleich klar und unklar war: eine Familie, die seit Jahren nach Antworten sucht; Verdächtige, die jede Schuld von sich weisen; ein Verfahren, das sich langsam durch Schichten aus Widersprüchen, Schweigen und möglichen Manipulationen arbeitet. Bis heute ist nicht geklärt, was in jenen Stunden geschah, wie die junge Frau verschwand, ob sie getötet wurde, ob ein Übergriff stattfand oder ob staatliche Akteure die Ermittlungen beeinflussten. 64

In einem Land, in dem es nicht einmal aktuelle Statistiken über vermisste Kinder gibt, in dem die letzte veröffentlichte Zahl aus den Jahren 2008 bis 2016 stammt und 104.531 verschwundene Kinder nennt, war das Verschwinden eines einzigen Mädchens nur eine weitere Zahl. Doch für die Menschen hier war sie kein Eintrag in einer Liste. Sie war ein Herzschlag, der verstummt war. Ein Licht, das jemand ausgelöscht hatte.

Die Stadt trägt ihr Fehlen wie eine Narbe. Und manchmal, wenn der Wind über den Fluss streicht, scheint es, als würde er ihren Namen flüstern – nicht laut, nicht klar, aber so, dass man spürt, dass etwas Unvollendetes in der Luft liegt.

Vielleicht ist das die wahre Grenze, die niemand überschreiten konnte: nicht die zwischen Glaubensrichtungen, nicht die zwischen Staat und Region, sondern die zwischen dem, was geschehen ist, und dem, was man nicht aussprechen darf.

Epilog

Am Ende blieb die Stadt still. Nicht, weil sie vergessen wollte, sondern weil sie wusste, dass manche Wahrheiten nur im Schweigen weiterleben. Die Jahre hatten Spuren hinterlassen – in den Akten, in den Gesichtern, in den Bergen, die alles gesehen und doch nichts verraten hatten.

Die junge Frau aus Amed war längst zu einem Teil dieser Landschaft geworden. Nicht körperlich, nicht greifbar, aber in einer Weise, die tiefer war als jede Spur, die man hätte finden können. Sie war in den Stimmen der Menschen, die ihren Namen nicht mehr laut aussprachen, aber in jedem Satz an sie dachten. Sie war in den Liedern, die in den Häusern gesungen wurden, wenn die Türen geschlossen waren. Sie war in den Augen ihrer Mutter, die jeden Morgen aufwachte, als würde der Tag eine Antwort bringen, die nie kam.

65

Der Mann aus Ankara, der als Gouverneur in diese Berge geschickt worden war, hatte die Stadt längst verlassen. Doch die Haltung, die er mitgebracht hatte, blieb wie ein Schatten zurück – ein Schatten, der sich über die Jahre ausgebreitet hatte, über die Ermittlungen, über die Gerüchte, über die Angst. Sein Sohn war nur ein Teil dieser Geschichte gewesen, ein Knotenpunkt, an dem zwei Welten sich berührt hatten, die nie füreinander bestimmt waren.

Und sie, die junge Frau, hatte den Preis dafür getragen.

Die Ermittlungen liefen weiter, wie ein Rad, das sich langsam, aber unaufhaltsam drehte. Dreizehn Festnahmen, widersprüchliche Aussagen, gelöschte Spuren, verschwundene Bilder – ein Mosaik aus Fragmenten, das niemand zusammensetzen konnte. Die Staatsanwaltschaft sprach von Verdachtsmomenten, von Hinweisen, die geprüft werden mussten. Die Familie sprach von Wahrheit. Die Stadt sprach gar nicht mehr.

Manchmal, wenn der Wind vom Fluss heraufstieg und die Hügel berührte, schien es, als würde er etwas mit sich tragen – nicht ihren Namen, nicht ihre Stimme, sondern etwas Tieferes. Eine Erinnerung. Eine Spur. Ein Rest von Wärme, der sich weigert zu verschwinden.

Vielleicht ist das alles, was bleibt:
nicht die Antwort, nicht die Gerechtigkeit, nicht die
Wahrheit,
sondern die Weigerung, sie loszulassen.

66

Und vielleicht ist das genug, um die Geschichte
weiterzutragen –
von Mund zu Mund, von Herz zu Herz,
bis eines Tages jemand den Mut findet, das auszusprechen,
was all die Jahre im Schatten lag.

Schlusswort

Nach sechs Jahren, die von Nebel verhüllt waren, begann sich die Dunkelheit, die sich um Gülistans Verschwinden gesammelt hatte, erneut zu regen. Die Stadt hatte ihre eigene Stille jahrelang wie einen Vorhang benutzt; Schatten, die durch die Korridore von der Präfektur bis ins Ministerium wanderten, hatten eine schwere Decke über die Wahrheit gelegt. Beweise hatten ihre Richtung geändert, Aufzeichnungen waren gelöscht worden, und auf die kalte Oberfläche des Staudamms war der falsche Hauch eines inszenierten Selbstmords gelegt worden; zwischen Flüstern, Fotos und verdeckten Anweisungen war die Stimme der jungen Frau fast vollständig erstickt.

Doch nun gibt es einen Schritt, der diese schwere Stille durchbricht: Die nach Dersim versetzte Staatsanwältin hat die Akte wieder geöffnet und einen feinen Lichtstreif in die Dunkelheit fallen lassen. Mit ihrer Präsenz begannen sich die verschlossenen Türen des Staates zu öffnen, und Namen, die seit Jahren nicht mehr berührt worden waren, wurden erneut ausgesprochen. Die Festnahme des Gouverneurs und das plötzliche Wiederaufleben der medialen Aufmerksamkeit ließen einen Puls spürbar werden, von dem die Stadt glaubte, ihn längst verloren zu haben.

Diese neue Bewegung erinnert daran, dass es sich nicht nur um einen Vermisstenfall handelt, sondern um eine tief verschlungene politische Geschichte, die seit Jahren im Schatten gehalten wurde. Noch ist ungewiss, welche Räume, welche Gesichter, welche alten Rechnungen die Ermittlungen berühren werden. Doch die Stadt wartet zum ersten Mal still darauf, wohin dieser feine Lichtstrahl führen wird — so wie

man darauf wartet, dass eine Stimme zurückkehrt, von der man einst glaubte, sie sei für immer verloren.

Gülistan und die Tausenden wie sie, die verschwunden sind, werden im Herzen jedes ehrenhaften Menschen weiterleben. Möge dein Licht sich im Universum vermehren, Gülistan... Möge dein Weg in der Unendlichkeit offen sein.

©Alan Lezan || 26.04.2026